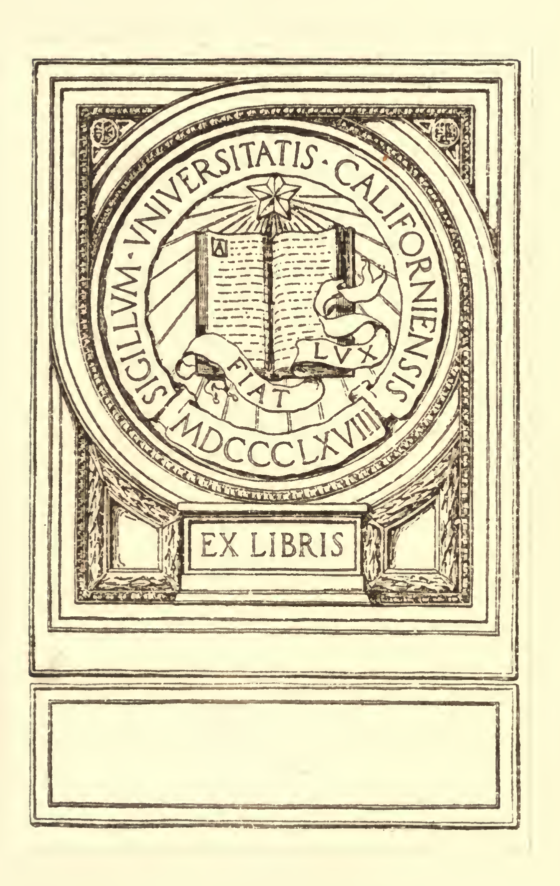
JOHANNES V. JENSEN

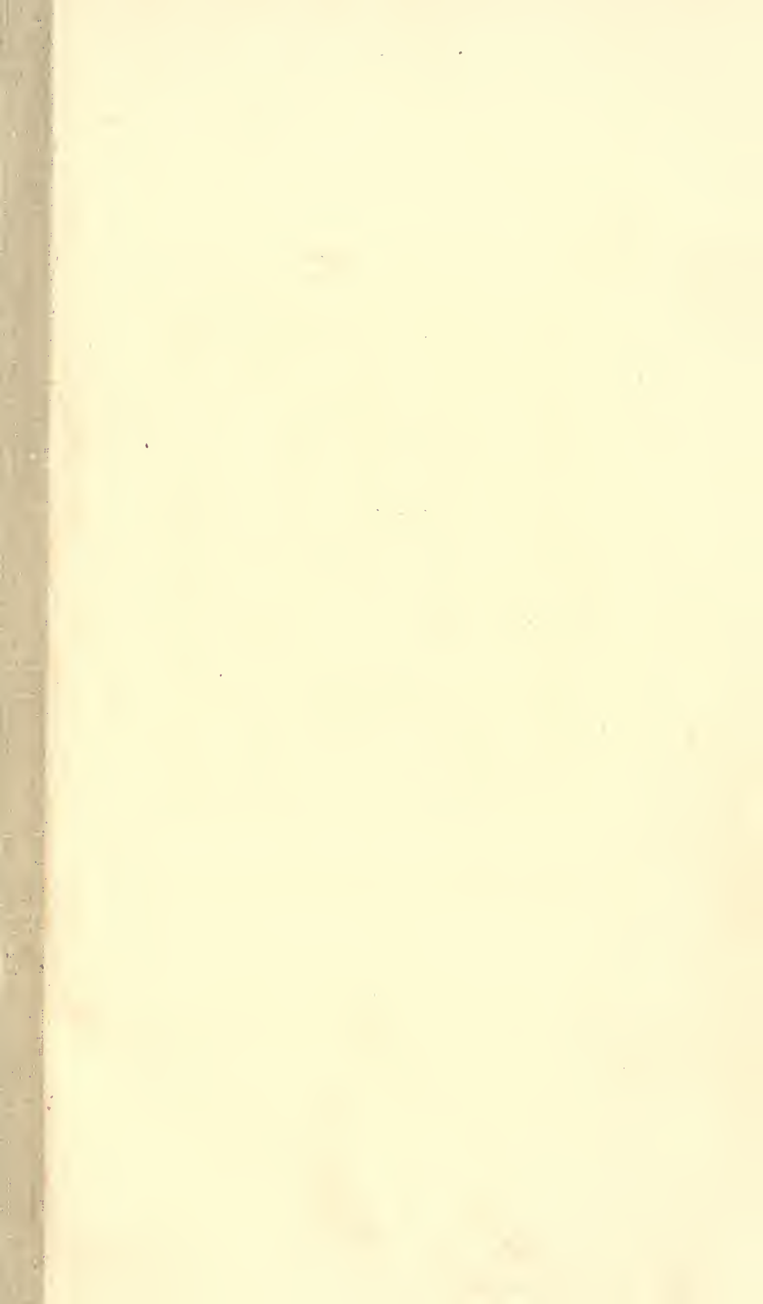
DIE NEUE WELT

ESSAYS



S. FISCHER/VERLAG/BERLIN


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS










S F
V



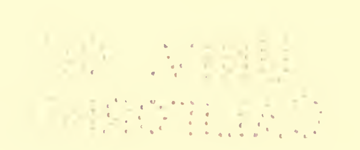
JOHANNES V. JENSEN

DIE NEUE WELT

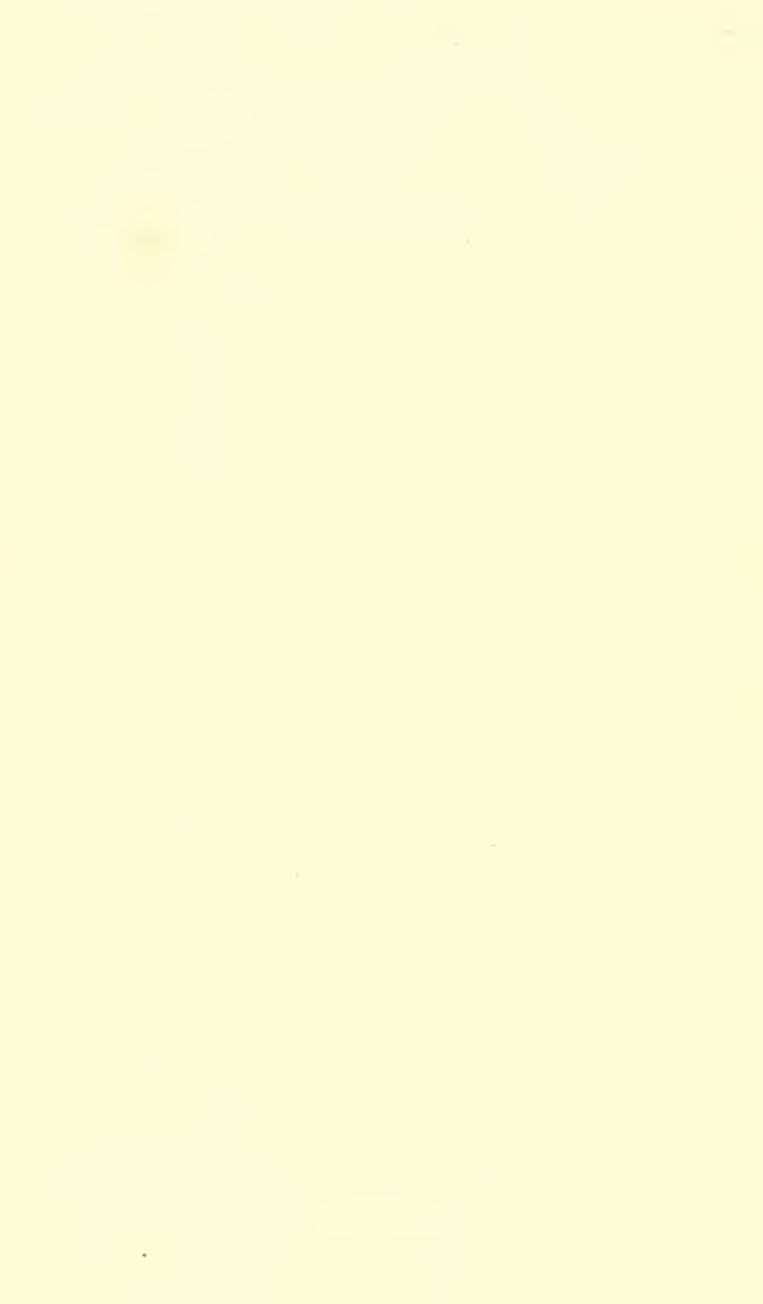
ESSAYS

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von Julia Koppel.



INHALT



DIE MASCHINEN



I

Das zwanzigste Jahrhundert kam auf der großen Weltausstellung in Paris zu mir, als ich mit dem großen Rad fuhr.

Das Rad ist 300 Fuß hoch. Es wiegt über 20 000 Zentner. Rund um den ganzen Umkreis hängen 40 Waggons, die 1600 Menschen auf einmal mitnehmen können. Der Umkreis oder die „Felge“ ist aus Stahlbalken gebaut und mit dünnen Kabeln an die Achse gehängt, ebenso wie ein Fahrrad. Es ruht auf zwei Stahlböcken, die höher sind als ein Kirchturm. Die ganze Konstruktion ist zierlich, vollendet, die fadendünnen Speichen und der gewaltige Doppelring des Felgens machen einen vollständig harmonischen Eindruck, die Masse überwältigt nicht. Es liegt etwas von gotischem Geist über dem Bau, nur daß dieses Gitterwerk von Stahl noch höher ragen, noch freier hinauffliegen darf als das durchbrochene Gestein der Gotik.

Und dieses phänomenale Gebäude kann sich herumdrehen! Es wird von zwei Dampfmaschinen von zusammen hundert Pferdekräften in Gang gesetzt. Man stelle sich Frau Kirche auf zwei Zapfen gesetzt vor und zum Herumdrehen eingerichtet!

Der Meister, der dieses Rad konstruiert hat, heißt Walter B. Basset und ist ein Ingenieur ohne größeren Ruf.

Gleich nachdem ich einen Waggon bestiegen hatte, merkte ich, daß ich frei hing, das Rad

zitterte und rührte sich auf eine so eigene Weise, daß man dessen Größe empfand. Die Brooklynbrücke in New York hat dieselbe seltsame Schwingung; es ist wie ein Ton, der tiefer liegt als die Grenze dessen, was wir mit unserem Ohr zu erfassen imstande sind.

Plötzlich setzt sich das Rad in Bewegung, es gleitet ganz lautlos, ich sehe den Kranz und die gegenüberliegenden Waggons wie in weiter Ferne niedersinken, beständig niedersinken. Ist es die Perspektive, die mich narrt, oder ist der vollständige Mangel eines Anhaltspunktes Schuld daran, daß ich keinen Eindruck von Umdrehung bekommen kann? Das Rad ist so groß, daß alle Linien verschwinden, eine Stelle erscheint wohl größer als die andere, aber man vermag nicht den Eindruck perspektivisch zu verarbeiten, weil man selbst in Bewegung ist.

Ich sehe aber, wie dieses ganze schlanke System von blauem Metall anfängt zu *wollen*, hier schiebt es sich vom Boden in die Höhe, dort senkt es sich gewichtlos herab. Ich werde zu leicht, fühle mich einen Augenblick matt vor Schwindel ... und sehe den Kopf eines Fabrikschornsteines ganz lautlos draußen vor dem Fenster zusammensinken, wegschmelzen. Die Stadt bewegt sich wie eine atmende Brust.

Noch ist der Waggon nicht in gleicher Höhe mit der Achse, aber über und unter mir ist es so seltsam luftig geworden, der Boden des

Wagens ängstigt einen wie dünnes, nachgebendes Eis, man macht sich federleicht, man erinnert sich einiger Feinde, man schwankt in seiner Lieblingsbehauptung ... da wirkt es befreiend, von der gefährlichen Luft in den Umkreis des Rades zu blicken, das wie eine ungeheure Treppe sinkt und sinkt ...

Als ich mich aber wieder dem Fenster und der freien Luft, dem Abgrund, zuwandte, war jedes Schwindelgefühl fort. Der Fabrikschornstein lag jetzt tief drunten, wie ein kleines Loch, aus dem Rauch kam. Die Achse des Rades war tief unter mir. Die Glasdächer der Ausstellungsgebäude auf dem Marsfelde lagen wie ein glitzerndes Eisfeld da. Eine Kaserne öffnete sich drunten in der Stadt, legte ihren ganzen Exerzierplatz bloß, auf dem kleine Rekruten in Verkürzung Marschübungen machten. Der Montmartrehügel lag weit hinten wie eine mächtige Anhäufung von Häusern, wie ein Buckel, der sich einstmals unter dem Druck der Platznot in die Höhe geschoben hatte. Nach Süden breitete die Stadt sich unter der blendenden Mittagssonne, der Nebelstaub wurde von schneeweißen Strahlen unterbrochen. Weit draußen lag Montrouge. Und ganz hinten sah man nur noch einen Nebelring um die Stadt herum, Ahnungen von fernen Waldrücken und Höhen ...

Jetzt ist der Waggon am höchsten. Wie wunderschön Montmartre liegt! Die volle Sonne fällt

gerade auf diese Sturzwelle von Häusern mit Sacré Coeurs weißem Schaum auf dem Gipfel ... es lebe dieses Meer! Ein glühendes Hoch dieser Stadt und ihrer Bewegung, dem Ewigen in der Unruhe, die durch die Straßen flutet! Ein Lobgesang denen, die jubelnd obenauf schwimmen, und denen, die seufzend auf den Grund sinken! Einen Treuschwur jedweder Form, durch die das Leben seinen Willen äußert, ein Hoch dem Willen, der seinen Mann überlebt und dem Ganzen zugute kommt!

Hört, wie diese Stadt, wie diese gewaltige Stadt dort unten singt! Das sind Verse aus Eisen, Reime aus Stahl und Stein, das sind Rhythmen, die zum Himmel steigen. Die Naturkräfte dichten ... ein Witz ist neunhundert Fuß hoch in die Luft hineingebaut.

Diese Ausstellung bewegt das Gemüt wie eine wilde Musik, eine Harmonie, wie die Einigkeit aller Völkerschaften allem zum Trotz.

Das zwanzigste Jahrhundert braust über meinem Kopf. Ich bekenne mich zur Wirklichkeit, ich bekenne.

Und dann geht der Waggon wieder abwärts, ich erfasse es, weil die gegenüberliegende Seite steigt. Die Achse und die Tragpfeiler schieben sich federleicht in die Höhe, man vergißt jede Schwere, das Metall fließt. Wie dieser Aufstieg des Metallkranzes berauscht und der Fall des Bodens entzückt!

Wenn Friedrich Nietzsche hier gestanden hätte mit dem krankhaften Verlangen seiner Seele nach Rhythmus, dem spontanen Schwindel seines Herzens ... er hätte verachtet, er hätte verneint! Er hätte fortgefahren, die singenden Worte zusammenzuketten, in seinem wilden Verlangen, Strophe unter Strophe zu setzen. — Ich will seiner hier gedenken, weil er mir meine eigene unsagbare Fliegequal klarmachte. Jetzt aber sitzt er ausgelöscht wie eine Leiche in seinem Krankenstuhl, durch sich selbst zu Boden geschlagen, weil er sich vor dem Ganzen, das recht hat, nicht beugen wollte, weil er seinen Blick nicht nach außen auf die Wirklichkeit dieser Welt richten wollte, die besser ist als er.

II

Es steht eine Maschine auf der Weltausstellung, die wie ein Turm zu dem Glasdach der Halle emporragt und auf deren Treppen das Publikum herauf und herab steigt. Es ist eine Dampfmaschine mit zwei aufrechtstehenden Zylindern; die Kolbenstangen sind aus weißem Stahl und baumstark. Sie entwickelt 2500 Pferdekräfte. Die Hälfte des ungeheuren Schwungrades geht in eine Ausmauerung in die Erde hinunter, die das Rad mit einem knappen Zwischenraum umschließt, das Rad aber rotiert zuverlässig und bröckelt kein Körnchen vom Mauerwerk ab. Die Achse, die dicker ist

als ein Mann und von kompaktem, abgedrehtem Metall, steht mit einer Dynamomaschine in Verbindung, einem Rade, das mit Systemen von Kupferdraht umwickelt ist. Wenn das Rad seine Magnetkerne an diesen Drahtrollen vorbeidreht, entsteht ein elektrischer Strom von 2200 Volt.

Es gibt Menschen, aber verhältnismäßig wenige, Fachleute, die die Einrichtung der Maschine Stück für Stück kennen und von dem ganzen Prozeß Rechenschaft ablegen können, der mit der Verbrennung der Kohle unter dem Kessel beginnt und mit der Glut der Kohle im Bogenlicht auf der Straße endigt. Sie können bezeugen, daß die Wärme ein konstanter Wert ist, der sich mit gewissen Verlusten durch Hilfe von Dampf und Elektrizität umsetzen und an einen anderen Ort bringen läßt, sie können Tatsachen erklären und sie mit Zahlen belegen. Sie schreiben Lehrbücher, stehen einem Betrieb vor, verbessern und erfinden, je nachdem die Physik ihr Erwerb oder ihre Leidenschaft ist.

Es gibt aber keinen Lebenden, der die Kraftspannung in dem Zylinder einer Dampfmaschine begreifen, keine Phantasie, die das Gewaltige in dem glatten Stampfen der Stempelstangen, das Auf und Nieder von fünfundzwanzighundert Pferdekräften, die Energie in diesem Bein, das den Kurbelzapfen in jeder Minute mit ungeschwächtem Gewicht tritt, die Masse des Metalls, das wie spielend den ölgeschmierten Lagern gehorcht

erfassen kann! — Selbst wenn man fünfundzwanzighundert Pferde an einer Stelle versammelte und sie auf einmal vorspannte, wäre es unmöglich, die Empfindung einer so großen Kraftgegenwärtigkeit hervorzubringen. Gewiß, es sind viele Pferde, ein großartiger Anblick ... ein einziges ungebändigstes Hengstfüllen aber, das den Sumpf aufwühlt, so daß die dicke, schwarze Erde von den Hufen stiebt, entzückt mehr. So viel Kraft ist vorhanden; das ist der höchste Eindruck, den man empfangen kann.

Denn das Lebensgefühl ist die Summe der Erfahrung unserer Sinne, ist an das Organische gebunden, an das Tierische, selbst wenn es im schwellenden Gefühl seiner Gesundheit zum Grenzenlosen strebt. Die Griechen schufen sich Titanen, als sie davon träumten, den Pelikan auf den Ossa zu türmen. Wo die menschliche Fähigkeit aufhört, setzt die göttliche ein.

Die Kraft der Maschinen ist ebenso unfaßbar, wie die Kraft der Götter unfaßbar war. Ist aber die Unersättlichkeit der Seele, die sich im Himmel spiegelt, die Allmacht und Unendlichkeit verlangt, ist sie tot, weil die Götter dem Bewußtsein der Menschen machtlos entglitten? Will denn keiner für die große Sehnsucht seiner Seele in dem Ausdruck finden, was ist, in der Grenzenlosigkeit, die sich täglich mit ihrer Summe von ungemessener, ungeahnter Kraft darbietet! Das tödliche Mißverständnis ist noch nicht verweht;

da gehen Menschen mit einem jauchzenden Herzen, die Seele berauscht von Kraftlust, Sehnsucht nach Schönheit und Rhythmus ... und sie schreiten an der Wirklichkeit vorbei in den leeren Raum hinaus, sie sterben vor Schwindel. Ist die schaffende Phantasie der Menschen denn für ewig auf Mythen eingestellt? Kann sich denn keine Fruchtbarkeit des Gedankens auf das Sichtbare, das absolut Wahre, das sich so wunderbar auf der Erde breitmacht, richten!

Die Maschine steht da, indem sie alle Glieder willensstark zusammenfaßt, wie ein Gewebe von Kraftlinien, das auf einen möglichst kleinen Raum zusammengedrängt ist. Und sie ist nicht der Ausdruck einer blinden und eigensinnigen und ewig unfruchtbaren Idee, sondern sie ist das glückliche Resultat von genügsamen und notwendigen Zufällen, wie alles in der Wirklichkeit des Lebens aus Zufällen besteht. Es gibt nichts Endliches bei der Dampfmaschine, nur das Naturgesetz, das für den Wasserdampf gilt, wirkte bei ihrer Entwicklung bestimmend; sie bedeutet einen Sieg auf Umwegen, aber dennoch einen Sieg! Die, die sie bauten, waren nicht in Idealen stecken geblieben, sondern sie beugten sich vor den Wirklichkeiten — wie Nörgler, die zur Vernunft kommen. Die Maschine ist aus einem Vergleich erstanden, aus dem Akkord der Menschen mit dem, was ist. Der Mensch hat durch sie seine Objektivität geäußert, er hat sich in ihr durch Beherrschung freigemacht.

Die Maschine steht auf blanken Stahlsäulen und kommt nicht in die Gefahr, auf Grund von Halluzinationen zu wackeln. Sie arbeitet mit ununterbrochener Sicherheit, obgleich kein Denker sich die Schnelligkeit des Wechsels, mit der die Schieber den Dampf an die Kolben verteilen und die Spannung in Bewegung umsetzen, vorstellen oder verfolgen kann. Eine jede organische Reaktion erfordert ihre Zeit, selbst solche Kleinigkeit, wie zum Beispiel die Zahl 15 zu überblicken, die Maschine aber zögert nicht, wartet nicht auf Bescheid — in demselben Augenblick, in dem die Schnelligkeit einen verschwindenden Grad zunimmt, schlagen die Regulatorkugeln aus und vermindern den Zustrom von Dampf; sowie der Kurbelzapfen eine Umdrehung gemacht hat, springt eine Zahl in einem kleinen Fenster im Zählapparat hervor, neun Einer erscheinen prompt hintereinander, und auf den Appell der Neun tritt die Zehn hervor, und wenn die Zahl der Zehner voll ist, macht die Hundertzahl augenblicklich ihr Erscheinen.

Die Maschine strömt eine starre Hitze aus, sie gurgelt und tönt. Sie ist wie ein System von berauschendem Rhythmus, von tanzendem Takt. An einer bestimmten Stelle kann die Bewegung sich zu etwas unendlich Geringem einschränken, zu dem fast unmerklichen Aufklopfen eines Knies, aber sie findet sich stets getreulich an ihrer Taktstelle ein; die ganze Bewegung ist eine Summe

von Einigkeit, alle kleinen Brüche haben ihr eigenes Maß an Zeit um das große, mütterliche Takttempo der Stempelstange herum, alles ist gleich unentbehrlich, gleich genau abgestimmt. Das Licht badet die strahlenden Stahlglieder im Takt, das Geräusch der Maschine addiert jede Ungleichheit in der Zeit, und die Summe aller Geräusche ist singender Takt. Die starke Gehorsamkeit der Maschine ist das Resultat der Gehorsamkeit gegen die Natur, und ihr glatter und stummer Lauf, ihre unermüdliche Fähigkeit kraft der Zusammengestimmtheit aller Glieder, ist der Inbegriff von Ordnung!

Die Kraft in den Muskeln des Herzens treibt den Blutstrom, die Kraft des Dampfstromes aber treibt den Stempel im Zylinder ... auf diese Weise ist der Kreislauf vollendet, die Lebenskraft des Menschen, die früher übers Ziel hinaus, in den Himmel schoß, kehrt durch die Maschine zurück.

Hier ist Schwungkraft genug für die Nerven derjenigen Menschen, die nach Größe verlangen, hier ist die Melodie, die stolze Seelen bewegt, die nicht mit weniger als der vollen Erkenntnis der Wahrheit fürliebnehmen wollen.

III

Der Morgen dämmerte. Er kam zum Fenster herein, nicht wie Licht, sondern wie ein Erbleichen, wie ein Bote, der ohne Erbarmen wiederkehrt. Die Stille war so stark, sie war wie

eine Schleuse, und tief in ihrer Bodenlosigkeit hörte man einen erstickten Jammerlaut. Sie sauste mit einem Geisterhauch vor den Ohren. Es war der tote Lärm des Tages, der in der Stille umging. Jetzt lagen die zwei Millionen der Stadt in einem Traumzustand da, Plätze und Straßen waren leer . . . es war, als erhebe sich ein hohes, grünes Gesicht draußen über der Stadt vom Himmel bis zur Erde, das Bild eines Gesichtes.

Ich aber lauschte unnatürlich wach auf einen wahren Laut, ich klammerte mich an das feine Geräusch eines Staubfaserchens, an einen unendlich schwachen Laut des Windes draußen über den Dächern, an den Morgenatem, der der Sonne seit Jahrtausenden folgt.

Und in dieser Stille von Ewigkeit an, in diesem körperlosen Lauschen, das mich ganz wach machte, fühlte ich ein unleidliches Entsetzen, ein furchtbares Mahnen an das Aufhören aller Dinge. Das farblose Morgengrauen schlich sich ohnmächtig und sorgenvoll herein. Da machte mich ein jeder wirkliche Laut vor Dank erglühen. Und als Paris nach und nach erwachte und zu lärmen begann, bekam ich Ruhe.

Bei dem ersten Schnauben des Lebens draußen mußte ich laut lachen. Denn es ging wie ein Blitz über den Spiegel der Stille hin, es klang wie ein gellender Notschrei! Der Tag begann mit dem ängstlichen Flötenstrahl einer Dampfmaschine! Ein allgemeines Rascheln gesellte sich hinzu, eine

Reveille, das Geräusch einer Säge in weiter Ferne, eine elektrische Glocke ... der Tag kam schnell und fertig durchs Fenster herein. Und plötzlich lag schon ein gesammelter Laut um die Stadt herum, ein Horizont von Lauten. Bald sollte die Luft unter einem vollen Konzert von glücksgeborenen, von notbedrängten Wesen schwellen, von Kampfgeschrei, Trotz und Schluchzen, von der ganzen berauschenden Sinnlosigkeit des Daseins, von der Seligkeit des Lebens beim Todeskampf.

Und das Tagesleben der Stadt zog in seinem erdrückenden Gewicht vorüber, führte all die Augen vorbei, die nicht sehend werden, bevor das Handgreifliche fern ist; der Lärm beschrieb seinen Bogen auf dem Tage, der teuflisch gute Lärm, den man erst vermißt, wenn er schweigt. Der Kampf ging ein und aus in den Straßen und machte die Menschen glücklich, denn der Zweck ist Kampf — — etwas anderes gibt es nicht, außer zu sterben.

Während die Dampfmaschine und die Dynamo in der zitternden Ölluft der Maschinenhalle stehen, während die hohen Schornsteine bedächtig rauchen, lebt die Stadt gedankenlos wie unter einer Vorsehung dahin, sie genießt ihren Vorteil, als verstände sich das von selbst und sagt nicht einmal: „Danke!“ Denn die moderne Vorsehung ist ganz unpersönlich. Die Maschine hat alles möglich gemacht, hat alle Forderungen eingelöst, man

macht keinen Schritt, ohne unter den Schwingen der großen Möglichkeit zu stehen, das Sausen aber hört man nicht.

In Großstädten, die sich um einen Fluß gebildet haben, London oder Paris, kann man den starken Eindruck des Überganges vom innersten Stadtkern durch die Vorstädte zum Lande empfangen. „Die Stadt" ist ein Begriff, der sich fast in jeder Hauptstadt gebildet hat; sie ist das innere Mark, die alten, toten Häuser. Man kann die alten Häuser „der Stadt" mit Zellen vergleichen, die nicht direkt mehr mitleben, aber Nahrungsstoffe aufhäufen und Kraft magazinieren. Hier sind die Banken, Kontore und Lager. Hier sind die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Museen und die Prostitution. Hier ist das Leben eng zusammengedrängt, alle Bedürfnisse liegen so nah, daß man in einem Minimum von Zeit die verschiedenartigsten Lebensäußerungen, die Menschen eigen sind, durchmachen kann. Man kann seine Augen an Tapeten aus der Zeit der Kreuzzüge sättigen, man kann indische Vogelnester essen, einem Tumult in der regierenden Versammlung beiwohnen, bei einem Schneider einen neuen Menschen anziehen, sich das Surrogat für ein glückliches Familienleben gönnen — und alles dies im Laufe von zwei Stunden und innerhalb von hundert Quadratmetern.

Wenn man aber in einer Morgenstunde die Seine hinabfährt, kann man sich davon über-

zeugen, daß alle diese Vorteile sich nicht von selbst einstellen. Die Vorstädte schließen sich um die Stadt wie der Bast und die Rinde um das Kernholz — hier fließen die Säfte, hier werden die Rohstoffe bearbeitet; die Ernährung geht hier vor sich. Ein gewisses Stück vom Zentrum entfernt, bekommt die Stadt ein eigenartiges, gemischtes Aussehen — diese Strecke könnte man passend die Hospitalgrenze nennen. Hier liegen die Spitäler und Kirchhöfe, die man seinerzeit vor die Stadt schob, die aber längst mitten in die Stadt gerückt sind; hier befinden sich die Schulen, Villen, hin und wieder eine Fabrik. Noch weiter draußen geht die Stadt in die reine, buchstäbliche Vorstadt über. Die Ufer der Seine sind nicht mehr hübsch durch Quais eingefaßt, sondern durch zerfressene Wracks von Leichtern, die Böschungen sind nicht mit Bäumen und Statuen bestanden, sondern mit Petroleumtonnen, Hunden und elenden Individuen, die auf etwas am Ufer fahnden. Und die Schornsteine qualmen mächtig über der niedrigen Vorstadt. Die Eisenbahn, die möglichst versteckt wird, wenn sie durch die Stadt fährt, rollt hier brutal und wiehernd vorbei. Und überall ist ein Geruch zu spüren ... Arbeit ist schamlos, es riecht wie nach nackter Haut aus der Stadt der Werkstätten.

Da geht der Ton von grau und schwarz in grün über. Die Häuser liegen vereinzelter und lächelnder, als seien sie satt, als brauchten sie sich nicht

mit den anderen zu drängen, um einen Bissen Brot zu erhaschen. Dort hängt ein Baum über dem Ufer, ein großer, reicher Baum, und da ist Gras, ganz wildes und ungepflegtes Gras. Kleine, bleiche Mohnblumen nicken, ein blühender Busch breitet sich über alle Maßen wohlhabend. Die Seine streckt sich behaglich unter den Bäumen wie ein wohlgepflegter Kanal ...

Die Stadt ist wie eine Maschine zusammengedrängt worden, und man hat vergessen, daß man die Bedürfnisse, die man jetzt telephonisch in den Geschäften bestellt, persönlich im Walde suchen mußte ... nur den Wunsch, es immer noch leichter zu bekommen, hat man nicht vergessen. Der Hungrige wird gesättigt, der Hunger aber bleibt ewig. Die großen elektrischen Wagen schleppen sich durch die Straßen; in einer Stunde kann man Paris übersehen, während man davon träumt, die Wolkenwege über der Welt mit Luftschiffen zu befahren ...

Wie weit man aber auch fortschweift, auf die andere Seite der Weltkugel hinüber, Paris bleibt immer auf seinem Platz liegen. Und taucht man dort plötzlich auf und sitzt im nächsten Augenblick springlebendig auf einem Stuhl draußen auf dem Boulevard, wird sich das Leben im selben Augenblick dort unangefochten wie immer abspielen. Menschen mit gelben Stiefeln und Zylindern gehen vorbei, Hunde tragen noch immer Halsbänder, junge Damen passieren in einer unsicht-

baren Hülle von Wohlgeruch ... Tausende von Gesichtern wogen vorbei und hinterlassen einen Eindruck von Rasse, von Stand, von Geschäftigkeit, von zufälliger Laune. Einer trägt seine Beleibtheit mit Leichtigkeit, ein anderer schleppt seine Magerkeit schwerfällig über die Straße, ein Mann greift sich zerstreut an den Kopf, ein Pferd kaut in moralischem Gleichgewicht auf dem Zaum — zwei Soldaten streichen vorbei, ein Mädchen im bloßen Haar trägt ihre fruchtbare Person irgendwo hin.

La Patrie wird noch feucht von der Presse feilgeboten. Ein Araber geht vorbei ... alle gehen vorbei. Und zurückbleibt eine Stimmung von Zähnen, von Bärten und von Fingern — eine Nachbarschaft von Altklugheit, Unschuld, Not, Bosheit oder Jugend. Zola geht vorbei. Kleine abgehärtete Fabrikmädchen schwärmen rythmisch mit Tüten im Arm.

Und in derselben Stunde fahren endlose Reihen von Wagen durch alle Straßen von Paris. Die Sonne blitzt in einem Droschkenfenster oben auf einer Seinebrücke, und unten in den schwarzen Leichtern am Kai stehen Männer bis zur Mitte im Wasser und löschen Grant, ziegelsteinrot im Sonnenschein, emsig, Arme und Schaufeln arbeiten wie ein Hebelsystem ineinander. Das Wasser bewegt sich in flachem Gefunkel, wie ein Blick von Emaille. Die Seineböte eilen mit ihren brüsken Steven dahin, und tiefgeladene Schleppleichter liegen bis an die Nasenlöcher im Strom.

Die Bewohner der Stadt haben viel zu tun. Von der Spitze des Eiffelturmes sehen sie wie Schrotkörner aus, wie Feilspäne, und die Stadt gleicht einer kristallinischen Formation, die um viele Zentren geronnen ist, sie ist grau wie ein Kothaufen und von den Schatten der Wolken gefleckt. Die Seineböte kriechen wie Projektile, deren Lauf man beobachten kann, indem sie ihre Stellung zueinander verändern. Die Sonne geht weit hinten über dem meilengeteilten Land wie über den weglosen Ursümpfen der Steinzeit unter. Die Spitze des Turmes aber zittert in ihrer luftigen Einsamkeit, bebt, als gingen nervöse Zuckungen durch den Nacken des Erdkaryatiden Atlas.

Häuserwände und Bäume fassen die Boulevards ein, und der Lärm nimmt nicht ab. In öden Türmen geben Glocken die Stundenzahl an, obgleich niemand darauf hört, der Pendel hängt wie eine lange, schläfrige Schere längs der Mauer und schneidet und schneidet von der Zeit.

An derselben Stelle, wo die Pariserin ihr Kleid mit einer Bewegung schürzt, die reine Kunst ist, und sich in der Taille beugt, um auf die Refuge unter dem Kandelaber zu treten, wo der Schutzmann mit seinem weißen Stab in der Dämmerung steht, das Wagengedränge zu steuern, an derselben Stelle gingen Rieseneidechsen in der dampfheißen Luft unter den Schachtelhalmen, dieselbe Stelle sah menschliche Köpfe auf Speeren getragen werden.

Ein junger Mann sitzt auf dem Boulevard und trinkt sein Glas beim Sonnenuntergang, und die Menschen wandern vorbei, sie streifen seinen Fuß, er aber zieht ihn nicht zurück, denkt nicht weiter darüber nach, es schadet nichts, er ist selbst menschlich beschaffen. Er ist wie die anderen und hat Teil an Ceylon, Japan, Paris, an Berg und Meer, Flüssen, Fischen, Tieren, Pferden und Gewehren. Ihm kommt ein Teil an der Gunst dieser Welt, an Walzer, Hochzeit und Kindelbier zu, auch er soll in den Vorstand gewählt und an seinem Jubiläumstage mit Blechmusik geehrt werden. Er läßt sich rasieren, er kauft neue Stiefel, er fährt Rad oder er nimmt ein Billett nach Amsterdam, er geht am 1. Mai mit einer Rose im Knopfloch. Ihm fällt ein Teil des Geldes zu, ein Teil von der Gicht und Gebrechlichkeit, von den Tigerfellen unterm Tisch, von Klavieren und lebensgroßen Porträts ... bis auch er nach kurzer Zeit nicht besser und nicht schlechter ruhen wird als der Häuptling der Vorzeit, der im tiefen Walde mit all seinen Waffen und Pferden auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

Es weht ein kühler Wind, der Lärm auf dem Boulevard klingt hohler, das Licht ist aus der Luft gewichen und die Menschen wogen farblos durcheinander. Wie tieftraurig ist der Abendwind! Wie eine welke Wange, wie ein geöffneter Mund ...

Jetzt aber werden die Lichter entzündet! Plötzlich zischt weißes Feuer aus den Kuppeln der

Bogenlampen. Sie blaffen und flackern erst wie schneeweiße Falken, die in die Luft geworfen werden und einen Halt im Blauen suchen. Dann ruhen sie friedlich auf den Flügeln, blinken nur hin und wieder, als wollten sie den Blick schärfen.

Längs der schräg ansteigenden Boulevards werden die Laternen angezündet, noch aber liegt ein dunkelblauer Schein des Tageslichtes auf den Wipfeln der ausgesprungenen Baumkronen. Der Himmel leuchtet türkisgrün über der hohen, phantastisch gezackten Häuserreihe; hoch oben und einsam steht ein Planet mit seinem weißen, unbeweglichen Licht. Wie strahlt das gelbe, das güldenwarme Licht aus Fenstern und Kuppeln unter den Kronen der Bäume, in dem Gewimmel von dunklen Menschen! Wie ein Tunnel, ein rettender Pfad in der Dunkelheit für diejenigen, die sich von der Dunkelheit überraschen ließen, wie ein getrostes und gesundes Erröten beim verbleichenden Abschiednehmen des Himmels! Wie ein Zug von Lebenden, die noch wollen, wenn das Leben selbst nicht mehr will!

Jetzt mahlen die Maschinen!

Jetzt gehen die gefährlichen Kräfte durch alle Kupferdrähte unter der Erde und über den Dächern. Alles was sich verborgen in einer Stadt abspielt, das geschieht jetzt, in Röhren, in begrabenen Leitungen. Alle Fäden aber vereinigen sich in der stampfenden Maschine, die blind und seelenlos in ihrer Gruft steht.

Das Tageslicht wird abgelöst, alle Menschen bekommen wie von selbst neues Licht. In der Zelle des Raubmörders brennt jetzt eine Gasflamme an der Wand; im Krankenhaus geht die Pflegerin auf lautlosen Schuhen durch die Dämmerung, sie dreht nur an einem kleinen Griff an der Wand und Feuerwürmer kriechen durch die Glasbirnen unter der Decke, die Kranken sehen in neues und freundliches Licht.

Der Strom des Boulevards murrt glücklich. Oh, schwindendes Tageslicht und getrostes Laternenlicht auf allen lebenden Gesichtern! Sie erröten und beleben sich wie Scheintote, alle Farben leuchten von neuem auf, nur matter, wie unter einem weißen Aschenregen. Es ist, als erhebe sich ein alter Sang von entschwundenen Zeiten, ein unsagbarer Ton, und in weiter Ferne beugen die Schatten der Toten sich vor.

Der Lärm dröhnt und zittert. Die Wagen rollen mit gelben Rädern. Alles was sichtbar ist und alles was an dem Lärm teilnimmt, tröstet die Lebenden.

Ein alter, einsamer Mann taucht unter der Markise des Cafés auf, das Licht legt das Elend seiner Kleidung und seiner Jahre bloß, er ist schief und krumm und taugt zu nichts mehr, er fristet sein Leben, indem er unter den Kaffeetischen die Zigarettenstummel aufsammelt. Aber steht er trotz seiner alten Tage nicht mitten im Leben, sieht er nicht den Überfluß der Schau-

fenster, die Feuerschrift der Reklamebuchstaben in der Luft! Er ist nicht unglücklich, selbst wenn er Sehkraft und Gehör und Geruch fast verloren hat, er lebt noch und ist nicht unglücklich. Das Unglück ist schlimmer als Hunger und Alter und Schwäche — wer jung und allzureich an Kräften ist, der kennt eine ewig nagende Pein, eine ruhelose Sehnsucht nach mehr, mehr, mehr ...

Wer will von Unglück reden, wenn im selben Augenblick zwei glückliche Menschen vorbeigehen! Wer singt ein Greisenlied von Kummer und Ohnmacht, wenn der Omnibus über die Straße sprengt von drei athletischen Pferden gezogen und mit einem sechzehnjährigen Mädchen als Toppfigur, schwarzes, mystisches Haar, hoch oben in der Luft des Maiabends! Wer wird über seine Stärke und seinen Appetit, die Ungeduld seiner Jugend seufzen, wenn man weiß, daß im selben Augenblick ein Komitee ertrunkener Leichen in La Morgue wie aus den Wolken gefallen durchs Glas starrt!

Die Stadt und die Unsterblichkeit der Stadt! Seht, da gehen sie, die Lebenden, das ist so eindringlich wahr, man sieht mit Gewalt, daß sie sind. Und dieser Eindruck von Raum, in dem sie gehen und kommen, ist so stark, daß er brennt — nichts anderes, keine Veränderung, ewig dasselbe!

Die elektrischen Flammen verlöschen nicht, die Drähte liegen ruhig in der Erde, die Maschinen

arbeiten in unerschütterlichem Takt, ohne Widerspenstigkeit, jedes Bewußtseins bar — die selbstgeschaffene Vorsehung des Menschen.

IV

Die Weltausstellung, das Jahrhundertfest des modernen Fortschrittes, hat alle Völkerschaften der Welt versammelt. Europäer, Japaner, Kaffern begegnen sich, und wenn sie sich auch hilflos gegenüberstehen in bezug auf Sprachen, unwissend, was Lebensanschauungen betrifft, unzugänglich mit Hinsicht auf Religionen — eines ist ihnen allen gemeinsam, das Mittel, wodurch sie überhaupt zusammenkommen konnten!

Irgendwo auf der Ausstellung liegt eine Dampfmaschine, sie ist aus praktischen Gründen auf die Seite gelegt worden, die Schaufelräder ragen entblößt in die Luft, sie sieht so preisgegeben aus, wie sie dort liegt, so weit von ihrem Bestimmungsort entfernt, wie ein Eingeweide, das herausgeschnitten ist. — Überall auf der Ausstellung findet man Dampfschiffsmodelle, Pläne und Karten; man sieht Bilder von Häfen und Auswandererschiffen, Photographien von Schiffssalons, von Decks mit dem ganzen zusammengedrängten Apparat, auf den nur Seeleute sich verstehen ... die Ruten spinnen sich über die Seekarten in einsamen Linien oder in dichten, konfusen Geweben.

Auf der Ausstellung sieht man Modelle von

Viadukten und hängenden Stahlbrücken, Photographien von wilden Bergschluchten, wo die Eisenbahn an einem Abhang klebt, wie die einzige, regelmäßige Linie in der Landschaft ... Tunnel, Zahnradbahnen, Unterseeanlagen. Die Karte des Landes zeigt ein verfilztes System von Eisenbahnlinien, die von den Verkehrszentren ausstrahlen, lange Verzweigungen aussenden und zu den Küsten streben; die Eisenbahnlinien liegen wie ein Netz von Blutgefäßen über den Weltteilen ...

Und für denjenigen, der es versucht hat, sich mit seiner Zeit durch Reisen zu identifizieren, dessen Phantasie sich nicht auf andere Weise als durch Selbstanschauung sättigen ließ, für den liegen die Orte der Welt nicht stumm und tief verlassen jeder für sich da — es sitzt keine Sphinx am Meeresufer, wo tote Wellen wandern. In einem freigemachten Kopf wehen Erinnerungen wie ein Sturm, die Wolken der Gedanken ziehen am Himmel, die Welt ist überall am Gesichtskreis gegenwärtig.

In jeder Sekunde kommt ein Mensch zur Ruhe, erstarrt in seinem weißen Bett wie ein Guß, der endlich fertig und kalt geworden ist, und die Lebenden können nicht verstehen, daß dieser Körper sich nun nie mehr rühren wird. Die Lokomotive pfeift in derselben Nacht vor dem Sterbehause, die Eisenbahnen verfolgen überall ihren Weg. Hoch oben auf dem Felsufer von

Dover liegt ein kahles Gefängnis; die Gefangenen hinter den Gittern sehen die Schiffe fern über den weiten Wasserspiegel ziehen und können beobachten, wie sie im Laufe einer Stunde ihre Stellung zueinander verändern, ebenso wie die Zeiger auf einer Uhr. Und die Eisenbahnen laufen in Felsentunnel hinein und hinaus, sie kommen und verschwinden, sicher und wie geschmiert.

Die großen Auswandererschiffe durchpflügen das Wasser, die Wellen wölben und senken sich um sie herum, die dunklen Wasser suchen vergeblich nach Gleichgewicht . . . zehn Tage lang pumpt die Maschine unaufhörlich, und jeder Tag bringt nur einen neuen Ring von Wasser, die Möwen kreuzen so nah, daß man ihr klopfendes Herz unter den Flügeln ahnt, eines Tages springen Delphine aus der Wasseroberfläche empor und zeigen ihre nassen Atemlöcher, die eine Sekunde wie die Öffnungen von Büchsenläufen offenstehen, bis sie sich wieder schließen. Die Nacht breitet Meerleuchten um den Rumpf des ruhelosen Schiffes. Und eines Morgens ist das Meer angefüllt mit Baken und Bojen, alle Segelschiffe rings umher wenden über Stag. Die Kurse richten sich auf denselben Punkt. New York taucht aus dem Morgennebel hinter der Freiheitsstatue auf, die Riesenhäuser der Stadt blicken ruhig mit viereckigen Augen, den Fenstern ihrer zwanzig Etagen, ins Weite — sie machen einen ganz lebendigen Eindruck, denn es sieht so aus, als ob weißer Dampf aus ihren Mauern dringt, der

hoch oben in der Luft verfliegt. Und unter dem abenteuerlichen Enterhaken der Brooklynbrücke schwimmen die flachen Fähren, sie arbeiten sich durch den Dunst hindurch, schwingen herum und stoßen ins Nebelhorn, wie große naive Ungeheuer, der Kurbelzapfen und der Balancier ragen gewaltig schaukelnd über das Deck hinaus. — Jede Fähre hat ihr Dock, in das sie hineinpaßt; die Eisenbahnen fahren zu den Docks hinaus, und die Stadt saugt mit jedem Güterzug, durch jede Packhaustür Nahrung ein ...

Dampfer passieren den Kanal wie eine Landstraße, sie bugsieren in die Themse hinein, und die Towerbrücke öffnet ihnen ihre Klappen ... In der frühen Morgenstunde ertönt ein seltsames Konzert im Kristiania Fjord. Der Nebel schlägt alle großen Dampfer mit Blindheit, sie schnaufen sich gegenseitig fragend an, lauschen, und schnaufen eifrig dreimal hintereinander als Antwort, hier, hier, hier! Tief drin im Nebel läutet ein elendes Segelschiff wild und flehend mit seiner Glocke. Die Dampfer tasten sich atemlos vorwärts, und schweigt einen Augenblick zufällig alles, hört man das Wasser vorsichtig unter der Halbkraftfahrt glucksen. Wo sind sie nun — sie rufen wieder, sie lauschen. Aus den Schären wirbeln die Turbinen einen sausenden Schrei nach dem anderen durch den Nebel. Und aus einem Fjordarm ertönt ein taktfestes, immer stärker anschwellendes Tuten, das ist ein eingeborener Küstendampfer,

der mit Volldampf fährt und aus seiner Pfeife Schiffe und Schären anfaucht, daß sie aus dem Wege gehen sollen. — Da siegt die Sonne. Die Nebel zerteilen sich. Und man sieht fünf bis sechs Schornstein rauchende Dampfer in angemessener Entfernung voneinander liegen, sie bekommen einander zu Gesicht, und fast ist es, als sänken sie etwas tiefer unter den Wasserspiegel, indem sie Atem schöpfen. Das Segelschiff treibt mit schlaffen Segeln in den Hafen, und das Küstenboot hört endlich auf zu kläffen und hastet unentwegt vorwärts.

Dampfer deppen die Flaggen vor den Kanonen bei Gibraltar, eines Nachts werden sie auf dem Wege nach Lissabon von dem elektrischen Scheinwerfer eines Kriegsschiffes betastet, sie fahren unter den Sternen des Himmels, zwischen Küstenlinien, Bojen und Leuchtfeuern, wie ein Blinder, der im Zimmer von Stuhlkante zu Türpfosten, von Ofen zu Fenstersprossen geht. Die Dampfer stampfen geduldig bei widrigem Wind, sie nehmen reichlich Sturzseen über Bord, aber vorwärts kommen sie! Einmal befinden sie sich ganz allein auf der Landstraße des Meeres, ein andermal schwärmen sie scharenweise in den Hafen. Sie leiden Schiffbruch, und dennoch sind ihrer immer noch genug.

Inzwischen fahren die Eisenbahnen. Sie laufen reifbeschlagen am Morgen der Städte in den Bahnhofshallen ein, sie bringen einen Landgeruch von nasser Erde und grünem Korn mit sich, sie

hasten unter einer brennenden Sonne dahin, während sie Harztropfen aus den Brettern schwitzen. Der Zug rast wie eine wilde Jagd durch die Nacht, Menschen erwachen und meinen, ein entsprungenes Tier zu hören, das seine Ketten über Steine schleift. Der Zug trompetet herausfordernd, indem er über Brücken fährt; er läßt Dampf aus, rollt, und erweckt, wenn er an Steinmauern vorbei oder durch Tunnel fährt, einen Chor von Widerhall, kreischende Stimmen, Explosionen von Echos, Salven von Steinlauten.

Die Eisenbahn fährt durch deutsche Fabrikgegenden, wo die Erde von Petroleum schwarz und durchfettet und von Schienen überwachsen ist, wo Schornsteine üppig in die Höhe sprießen und der Rauch wie Treibhausdunst über der Vegetation von Wellblechschuppen, Riesenkränen und Brennöfen liegt — die Eisenbahn fährt wie ein brennendes Eisen durch Belgien, an Höllenpforten von Hammerwerken und Grubenfeuern vorbei ... ein Nachtbild von Dunst und Feuer, von nackten Gestalten, die vor dem offenen Schlund des Ofens wimmeln! Hoch oben in der Luft wirbeln Räder, Berge von Schlacken gähnen in der Dunkelheit, die glühenden Werkstätten liegen offen da, als seien sie auf Pfählen errichtet, und die Hämmer singen, kauen wie fressende Zähne, die Essen sprudeln Flammen — das Ganze ist wie ein rußiger Rost über dem Feuer des Erdinneren. Dann donnert der Zug über einen

Viadukt, und fern in dem aufgewühlten Lande sieht man beim Sternenlicht eine Reihe Pfähle, die mit Stahltauen verbunden sind und an denen große Eisenkörbe still entlanggleiten, einige vor-, andere rückwärts.

Die Eisenbahn arbeitet sich über die Sierra Nevada hinüber, gelangt auf unglaublichen Umwegen hinauf, tief unten liegen die Abhänge und Täler mit weißblauen Olivenplantagen, mit Weingärten; aschgraue Städte verstecken sich in den versengten Klüften. Die Wärme streckt ihre Arme mit verzehrender Freigebigkeit aus — bevor es aber Abend geworden ist, kann man sich kühl auf den langen Wogen des Mittelmeeres wiegen. Die Eisenbahn fährt unbemerkt auf unterirdischen Maulwurfsgängen in London ein, man steigt lichtscheu in die Stadt hinauf, schaut sich um und hastet wieder nach unten.

So ist der unendliche Flug, der schließlich alle Gegenden der Erde gleich machen wird. Auf diese Weise hat die Fluglust der Menschen mechanische Systeme geschaffen, die an Kraft und Eigenart alle organischen Wesen übertreffen. Die telegraphischen Kabeln auf dem Meeresgrunde sind die rätselhaftesten Würmer der Tiefe und keine komplizierte Korbblume ist mystischer als die Knospe der Dynamomaschine aus Kupferfäden und Eisen.

V

Es steht eine Maschine auf der Weltausstellung, die wie ein schwarzer und blanker Turm zum Glasdach der Halle emporragt und auf deren Treppen die Leute herauf und herab steigen.

Es stehen Maschinen da, die jeglicher Vorstellung von Dimension trotzen — und wieder andere, von deren Zweck und Konstruktion nicht ein Prozent der Menschheit etwas weiß. Wie soll es enden, wenn die äußere Entwicklung und Mechanik unseres Daseins unserem Gesichtskreis fast entschwindet, durch welche Mittel soll das Gleichgewicht zwischen einem materiell ungeheuren Fortschritt und einem hartnäckigen, geistigen Zögern hergestellt werden?

Ich glaube nicht, daß die Maschinen und der Fortschritt warten werden. Es liegt eine ungeborene Moral, eine uneingeweihte Ästhetik in der Luft — diese Hallen, diese Maschinen sind da und wollen ihre Seele haben! Sie verlangen nach einer anderen Psychologie als der, die Steinzeitmenschen und Chinesen und Professoren zusagt.

Die Denkweise der Völker entspricht der Arbeit ihrer Hände. Ein Bauer, der alles hervorbringt, was er von seinem Grund und Boden gebrauchen muß, der Schafe hat, deren Wolle er selbst schert, spinnt und webt, der eine Tischlerwerkstatt, eine Nadel zum Dachdecken, einen Brunnen, ein Torf-

moor hat, wird mit dem Leben und seiner Umgebung in runder Harmonie sein. Nichts geht über seinen Horizont, das Leben kehrt durch sich selbst zu ihm zurück, wie es soll. Derjenige Mensch aber, der zur Kirche geht und Gott bei elektrischem Licht anbetet, der seine Kinder taufen und im selben Atem gegen Pocken impfen läßt, der auf dem Zweirad zum Reichstag fährt, ist gar kein Mensch, sondern ein blindes Tier.

Staaten als Organismen können eine so unerhörte Spaltung zwischen handgreiflicher Wahrheit und übernommener Verirrung, zwischen Theorie und Praxis nicht vertragen. Wenn ein einzelner Mensch anfängt, an mangelndem Gleichgewicht zwischen Körper und Geist, zwischen Instinkt und Reflexion, Trieb und Moral zu leiden, ist er in seinen Funktionen gestört und wird im Irrenhaus oder als Selbstmörder endigen. Eine christliche Erziehung und hinterher ein Blick in das moderne Leben kann einen Menschen töten. Das ist nicht zu viel gesagt. Ich frage: Ist ein Mann, der Geologie und Chemie mit jüdischen Mythen zum Vorteil für letztere vergleicht, vielleicht nicht verrückt! Er ist verrückt, und wenn nicht das Verhältnis ein solches wäre, daß ein Vergleich zwischen Gesunden und Kranken zugunsten derjenigen ausfiele, die in der Mehrzahl sind, so würde er in eine Irrenanstalt gebracht werden.

Die Weltausstellung antwortet auf viele Fragen und die Maschinen haben ihre eigene Sprache.

Da steht eine Lokomotive, eine Expreßmaschine, und reckt sich in ihrer funkelnden Lackierung. Sie ist bewunderungswürdig schlank und elegant in ihrem herkulischen Wuchs. Um die Maschine zusammenzudrängen und sie bis aufs äußerste tüchtig zu machen, hat man verändert und hinzugefügt, wobei nur Rücksicht auf das Praktische genommen werden konnte. Die Schönheit aber folgt der Kraft! Die Maschine ist vollendet schön. Die niedrige, lange Gestalt, das Feste, Kurzhalsige und doch Geschmeidige in der Form kann nicht schöner sein. Die Räder berühren den Boden leicht, die ganze Maschine macht einen kühnen und sorglosen Eindruck. Man wird nicht von dem Gewicht erdrückt, denn hier ist es überwunden. — Ein Mann war bei diesen Riesenlokomotiven angestellt, der sie vorzeigte und erklärte; wenn er sich an einen bestimmten Punkt stellte, lagen alle Handgriffe und Stangen so, daß er sie erreichen konnte. Von diesem Punkt aus ließ die ganze Komplikation der Kraft sich regieren. Der Mann öffnete auch das Ofenloch ... und was war das, lag drinnen auf dem Rost nicht ein Federbett! Ja, dieser Mann logierte dort. Er schlief jede Nacht in dem Magen der kalten Maschine. Es war einer jener hornfingrigen Männer, deren Blick weiß erscheint, weil die Haut dunkel und von Kohlenstaub und Öl gegerbt geworden ist. Er sprach sehr leise, weil er gewöhnt war, seine Worte durch den betäubenden Maschinenlärm zu

brüllen. Diesen Männertypus trifft man in der ganzen Welt.

Man beachte ihn! Ihm gehört die Zukunft, er lebt kraft der Maschinen.

Die, die ihren Blick auf die Werte der Erde gerichtet haben, werden sie auch erben. Die, die ihr Nachdenken für die Dinge selbst einsetzen, werden den Verdienst haben. Die Ernährung wird nicht länger Luft und Versprechungen gegen Valuta auf Erden verhandeln dürfen, die alten, häßlichen Fälscher werden unter dem Fanfarenklang einer neuen, besseren Jugend Bankrott machen. Es dämmert eine Umrechnung aller fettigen Papiere, aller falschen Wechsel auf die blauen Allgemeinheiten, die Rechthaber werden mit den Prioritäten dastehen, wenn sie auf nichts gefallen sind. Fallit, Fallit!

Die Maschinen sind für alle Länder und alle Völker gleich, die Wertrevolution der Zukunft wird über die ganze Welt gehen. Keine Nationalität, keine Hindeutung auf Privatgeschichte wird die Luftschlösser vom Sturz erretten. Die Religionen und die Systeme, die sich sonst durch gegenseitige Verketzerung stützten, so daß jedes durch seinen Glauben selig wurde, werden einfach jedes Gewichtes beraubt sein, so daß jedes durch seinen Glauben zu Grunde geht.

Bereits jetzt gibt es auf der ganzen Welt eine Rasse, die zunimmt wie eine Kleesaat unterm Korn, und wenn das Korn unter der Sichel ge-

fallen ist, wird der Klee in die Höhe schießen. Die Völkerschaften werden von einer neuen Rasse durchwebt, die die Länder in ein Verkehrsnetz einspinnen; es stehen hundert freie Köpfe hinter jeder Lokomotive, die fertig aus der Schmiede hervorgeht, es liegen Tausende von willigen Händen an dem Schaft eines jeden Schiffes, das von der Werft ins Wasser gleitet.

Ich empfand eine gewaltige Verwunderung, als ich die Nuancen in einer umgeformten, einer hervorgebrachten, einer geschmiedeten Natur und den Eindruck von Schönheit entdeckte, der der eisernen Kraft folgte. Die Größe aber, deren ich Zeuge wurde, wendete meinen Blick auf den Urheber alles dessen zurück, auf den Menschen!

Die moderne Zeit ist eine gründliche und endliche Renaissance.

Alle großen Epochen in der menschlichen Geschichte wurden dadurch charakterisiert, daß ihre Bestrebungen darauf hinausgingen, sich entweder über die Wirklichkeit zu erheben oder zur Wirklichkeit zurückzukehren. Typisch für die erstere Richtung war das Christentum. Die entgegengesetzten Bestrebungen, die heidnischen Durchbrüche, hat man Renaissancen, Reformationen, Revolutionen genannt ...

Um die moderne Renaissance näher zu bezeichnen, will ich einen kurzen Überblick über die wichtigsten Durchbrüche in Europa geben.

Die italienische Renaissance im Mittelalter war nicht echt. Selbst wenn die alten Römer von griechischer Kultur beeinflußt waren, so war es doch die Vergangenheit eines anderen Volkes, zu der die Italiener zurückkehrten. Und die italienische Renaissance war von künstlerischer Natur, indem sie in höherem Maße den Ausdruck für den Menschen wiederfand, die Form, als den Menschen selbst. Die Kunst hat ja gerade ihren Ausgangspunkt in dem Gegensatzverhältnis zwischen der Wirklichkeit und dem Drang, sich über die Wirklichkeit zu erheben, die Kunst versucht die Gegensätze zu versöhnen, sie strebt auf Einheit zu. Die italienische Renaissance stieß so heftig mit der Wirklichkeit zusammen, daß sie ihr Höchstes erreichte, indem sie das Gegenteil von Lebensfreude darstellte — den gefesselten Sklaven, den Schmerzensmenschen.

In Deutschland protestierte Luther — um aber hinterher nur um so fester zu binden.

Betrachten wir die französische Revolution, so zeigt es sich, daß der gewaltige Wiedererrichtungsversuch in seiner eigenen aufquellenden Idee erstickt wurde. Die französische Revolution verlor den Menschen aus der Hand, indem sie die Idee des Menschen sammelte.

Die germanische Renaissance in Deutschland und im Norden: „die Romantik“, war im Prinzip echt, es war eine Wiedergeburt des germanischen Vorzeitgeistes. Aber sie war literarisch. Es war

eine Wiedergeburt des Bildes, nicht der Sache selbst. Die Romantik endigte in „Gestaltungen", ging in einer Idee auf.

Die Ideen aber erschlagen die Initiative, die Ideen fesseln die Kraft, verweisen alles auf die Zukunft. Die Reaktion ist indessen nicht ohne Schlauheit. Die Reaktion ist wie ein aufgeblasener Schafsbauch in einem Pfühl; drückt man ihn an einer Stelle nieder, wölbt er sich an einer wieder empor. Die Reaktion, das heißt das uralte Schmarotzersystem, das Körper mit Seele, Arbeit mit Hoffnung, Gaben mit Liebe, Glück mit Lügen aufwiegt — die Reaktion verkleidet sich! Aber sie verkleidet sich stets als Idee. Sie verkleidet sich immer ästhetisch, sie will eine andere Wirklichkeit schaffen als die, die ist.

Allen Durchbrüchen war das eigen, daß sie den Stempel der Idee, das Todeszeichen, auf der Stirn trugen.

Die moderne Renaissance aber, die moderne Zeit, beruht durchaus nicht auf irgendeiner Idee. Sie ist jeder Idee bar. Die moderne Zeit ist durch schweigende Handlungen geschaffen worden. Diejenige Art des Denkens, die ideenverlassen ist, die an der Erde klebt, schuf Schritt für Schritt eine gewaltige Wirklichkeit. Die Maschinen sind das Resultat dieses niedrigen und geduldigen Denkens.

Die moderne Renaissance ist gründlich und endlich, sie findet den Menschen wieder, sie zer-

splittert den Ausdruck und kehrt zu dem zurück, was von Anfang an da war, zum Ursprung eines jeden Kultus: zu dem Menschen als lebendes, fungierendes Wesen. Die Jetztzeit sucht eine physische Betrachtung des Lebens und dessen Werten, indem sie sich daran hält, daß jeder Gedanke, jedes freie Geistesprodukt von dem Menschen, also von einem animalisch lebenden Wesen herrührt.

Die Eisenkonstruktion, die moderne Gotik, ist geborener Stil. Die Häuser in Amerika sind in einem wahrhaft heidnischen Stil erbaut; man hatte nämlich den Gebrauch derselben, den Nutzen, im Auge, bevor man an die Architektur dachte. Später wird es sich schon zeigen, daß dieser Stil schön ist. Denn die Schönheit folgt der Wahrheit, wie sie der Kraft folgt. So heidnisch ist die neue Zeit.

So heidnisch ist die Renaissance, die siegreich über alle Völker hingeht.

NEW YORK



Der alte Rektor magnificus, der die Weltgeschichte schreibt, hat viele gutgemeinte Versuche gemacht, sie zu einem klassischen Werk zu gestalten, zu einer historischen Anschauung, an der nicht gerüttelt werden kann; damit vor Augen, begann er zeitig Entwürfe zu einem gesammelten Weltreich zu machen. Leider vergaß oder übersah er jedesmal etwas Material, das dann späterhin seine ganze Anschauung umstürzte.

Die ersten Versuche unternahm er mit Menschen in den obskuren Gegenden beim Euphrat und Tigris, die sich nur durch ihre Anzahl auszeichneten; sie verschwanden mit dem mesopotamischen Erdrauch und hatten im Britischen Museum ihre Auferstehung. Später versuchte er es mit einer Rasse, die Talent hatte, einem Volk am Mittelländischen Meere; das ging zuerst auch, bis sie anfingen, sich Götter nach ihrem Bilde zu gestalten, da waren auch sie reif für die Glyptotheken. Da startete Gott das römische Reich. Dort war politischer Nerv; bald aber wurden die Römer vom Orient vergiftet, ebenso wie Alexander der Große; sie setzten ihren Appetit in demselben Maße zu, wie sie das Volk zu Sklaven machten. Gut, da gab Gott den Überwundenen die Weltgeschichte, und gleichzeitig impfte er sie mit dem Christentum; wir sondern noch heute von diesem Ausschlag eine Flüssigkeit ab.

Gott war oft leichtsinnig genug, seine Pläne in die Hände einzelner Männer zu legen, die dann

meistens abnorm waren. Er meinte, daß er gewöhnliche Menschen nicht für seine Pläne verwenden könne. Doch ließ er auch das nicht unversucht. So tat er für Kaiser Karl V., was sich durch Vererbung und Familienverbindungen nur tun läßt; was aber konnte es nützen, wenn Karl lieber Holzdrechsler sein wollte. Umgekehrt wurde Napoleon, der nicht an privater Menschlichkeit litt, von seiner Familie verdorben.

Es wollte nicht glücken. Nicht einmal Dänemark zeigte sich als brauchbar, obgleich Gott uns ausdrücklich zu verstehen gab, daß er große Dinge mit uns vorhabe.

Da verlor Gott den Glauben an alle die Nationen, in die er hintereinander seine Kraft niedergelegt hatte. Der alte Historiker kassierte sein Manuskript. In launenhaftem Zorn mischte er Menschen aller möglichen mißglückten Nationen in einem Chaos durcheinander und schleuderte sie auf das amerikanische Festland hinüber. Mochten sie drüben Weltreich machen, aber ohne ihn. Er rührte keinen Finger mehr! Er nahm ihnen die Traditionen, enterbte sie. Sie mochten selbst Weltgeschichte fabrizieren, Gott behielt das System. Vorher Nacht und nachher Licht ... go ahead!

So entstand U. S. A.

Eine siebentägige Reise von Europa, Gottes Bauplatz, liegt diese unhistorische Welt, ziemlich weit, doch keineswegs fern. Es ist eine im höchsten

Grade unklassische Welt, aber sie ist nicht wesentlich verschieden von unserer eigenen, nur frischer, als fingen wir allesamt in einem größeren und glücklicheren Stil von vorn an, ohne schicksalsschwangere Rebusse über das Dasein im Herzen, nichts wie Leben, Trieb, Flug und Appetit, eine Draufgehwelt.

New York!

In den Straßen von New York fahren etliche große Touristautos mit vielen Sitzen, von denen die eine Reihe immer hinter der anderen und höher als die vordere ist, wie ein Amphitheater auf Rädern; diese Autos hat man mit der volkstümlichen Dreistigkeit in der Sprache, die den Amerikanern eigen ist, Se New York Autos genannt. Außer dem lieben Chauffeur, dem bewundertsten Wesen unserer Zeit, der sich dem Teufel verschworen hat, ist das Auto mit einem Führer bemannt, der sich von dem vorderen Ende des Wagens vermittels eines gigantischen Sprachrohres an die Touristen wendet, wie ein Admiral während einer Seeschlacht. Das ist der sogenannte Megaphonmann, und er hat das Wort in seiner Macht. Es ist ein junger zuverlässiger Mann, der dem Publikum Erklärungen in die Ohren posaunt und zwischendurch kleinere Mahlzeiten von peanuts einnimmt, die er aus seiner Jackentasche holt und mit einer Hand aus den Schalen herausklemmt. Wenn er keine Nüsse ißt, bewegen sich seine Kiefer dennoch mit großer Befriedigung, dann ist er nämlich

mit chewing gum beschäftigt; der Appetit muß sich äußern. Alle Amerikaner essen, und immer, auf der Straße, in der Straßenbahn, das ist eine sorglose Angewohnheit, wobei sie die Augen mit jenem Blick umherschweifen lassen, wie er nur dem Amerikaner eigen ist, dieser gesunde, eigentümliche, ausgeschlafene Blick, der oberflächlich umherflackert und doch alles sieht. Die Augen des Megaphonmannes sind in einer unaufhörlichen Tätigkeit, die ihn jedoch durchaus nicht zu ermüden scheint, sein Blick fällt ohne Teilnahme auf das fahrende Auditorium, nicht neugierig, auch nicht unverschämt, während er kaut und spricht und im übrigen auf seinem Posten vegetiert, wie eine Weide im Frühjahr. Eine gewisse, kaum merkliche Nonchalance in seiner Haltung verrät seine innersten Gefühle einem Publikum gegenüber, das New York nicht selbstverständlich kennt. Dieselbe Lächerlichkeit entgeht auch nicht der Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf der Straße; manch einer im Straßenstrom verzieht den Mund zu einem Lächeln beim Anblick der Wagenladung von Kautschukhälsern (rubbernecks), denen man durch ein Sprachrohr New Yorks ganz alltägliche Sehenswürdigkeiten in die Ohren posaunen muß. Wie ist es nur möglich, nicht Bescheid zu wissen! Es ist kein ungetrübtes Vergnügen, als Idiot auf einem Se New York Auto durch die Broadway zur Schau zu sitzen.

Man fährt beim Flatiron Building ab, nachdem

man ein Musikstück auf dem Megaphon über die einzigartigen Vorzüge dieses Gebäudes zu hören bekommen hat, das Gewicht desselben, was es gekostet hat, wie hoch es ist und wieviel Menschen es faßt. Die beiden steilen, spitz zusammenlaufenden Fassaden verursachen einen launenhaften Luftdruck um das Gebäude herum, so daß man sogar an stillen Tagen Gefahr läuft, umgeweht zu werden, wenn man den Fuß desselben passiert. Man darf sich an der Ecke nicht aufstellen und wird verhaftet, wenn man es tut. Junge Leute hatten sich nämlich eine Zeitlang damit belustigt, dort Posto zu fassen und die Damen zu betrachten, wenn der Wind von der Mauerfläche der zwanzig Etagen herabfegte und ihre Röcke hochhob. Es wurde also verboten, so daß die New Yorker Jugend ihre Studien jetzt bei einem langsamen, aber deutlich sichtbaren Marsch machen muß. Das ist dieselbe Stadt, wo die Kinder in den Springbrunnenbassins baden, während die Schutzleute dabeistehen und auf ihre Kleider achtgeben.

Von der dreiundzwanzigsten Straße bewegt das Auto sich durch die Broadway, die zu einer immer tieferen Kluft wird, je mehr man sich der Südspitze von Manhattan nähert, mit turmhohen Häusern zu beiden Seiten und donnernd von Verkehr auf dem Grunde. Hier flutet eine lebendige Mischung aller Völkerschaften auf beiden Fußsteigen. Sie wandern. Nirgends sind Schritte

so von Geschäftigkeit geprägt, wie auf diesem breiten Weg, der von und zur Arbeit führt. Niemand ist wie der New Yorker so an seinen Stiefeln erkennbar. Sie gleichen einer neuen Art Hufe, Wanderfüßen, die von dem scharfen Staub, den sie selbst von der Straße ablösen, Kohlenteilchen, Metall- und Steinstaub, wie eine Stadt ihn durch Gebrauch absondert, zerstoßen und bestaubt sind. Sie gleichen Bergsteigern und sind es auch, sie halten sich täglich auf der Höhe des steinigen Hochgebirges einer modernen Stadt, sie bewegen sich auf einem Boden vorwärts, der von Verkehr wie ein Vulkan bebt, sie atmen eine Luft, die mit giftigem Rauch und mit Elektrizität wie beim Gewitter geschwängert ist, sie orientieren sich zwischen Lavaströmen von Menschen, die beständige Zusammenrottungen bilden, zwischen Straßenbahnen und Zügen, überm Kopf und unter der Erde, sie lauschen in einem Lärm, der mehr als eine Stille isoliert, in einem Straßenlärm, der so betäubend ist, wie das Zerschmettern der Luft bei einem Lawinensturz. Durch diesen Hochdruck sollen sie hindurch, das ist der Weg durch New York.

Unser Megaphonmann ist ein wahrer New Yorker, er hilft sich auf die einzig mögliche Weise, indem er dem Raballer noch eine kreischende Note hinzufügt, die Broadway überbietet, fertig kaut und ein allwissendes Gebrüll über die Kautschukhälser hintrompetet:

Skyscraper — Equitables new Trinity building, 2 500 000 Dollars — crushing Trinity church...

Und er nennt alle Mammuthäuser beim Namen, schäumt die Kosten aus dem Sprachrohr hervor, das hier in diesem aufgeregten Meer sehr notwendig ist — ein neues anderthalb Millionenhaus im Bau — man beachte, daß von oben nach unten gemauert wird! Hier unten kosten die Bauplätze sechshundert Dollars per Quadratfuß! Die Manhattan-Halbinsel ist vierhundert Billionen wert... wir haben sie für vierundzwanzig Dollars gekauft ... ra, ra, ra ...

Er lacht durchs Megaphon, lacht geschäftsmäßig über seinen Witz, der mit zum Auto gehört, schafft sich unmittelbar darauf eine Pause, in der er kaut und einen Effekt vorbereitet.

Wir halten an der Ecke der Wall Street, und hier brüllt der Megaphonmann uns ein Meisterstück vor, das ganze Riesenlied von der Börse und den Milliardären, von den Trusts und den Aktien. Den besten Vers spart er sich bis zuletzt auf, den von Pierpont Morgan, dem Stahlkönig, hier überposaunt er sich selbst und endigt mit einem wahren Weltuntergangslärm. Dann fahren wir die Broadway zu Ende und schwingen beim Battery Place wieder in die Stadt hinein. Wir sollen die Fifth Avenue mit den Millionärschlössern und den großen Hotels sehen. Hier auf dem Asphalt ist es stiller, die Tausende von Fahrzeugen auf Gummirädern und die zahl-

losen Automobile bewegen sich in fast geisterhaften Strömen. Still, hier kommen die Geldfürsten, hier schleichen die ungekrönten Piraten, die nehmen, solange sie nicht daran verhindert werden, und die über viele Dinge ihren Mund halten; hier sitzen sie in den lautlosen Equipagen und beißen ihre Kiefer aufeinander — dieselbe Kieferform, die man unten in Bowery bei ihren Vettern, den lichtscheuen Bauernfängern und Raubmördern sieht, die nicht den Sprung von der Kneipe zur Bank hinauf gemacht haben. Hier stehen ihre Schlösser. Der Megaphonmann erzählt davon, con amore, er schreit so zärtlich, er weiß alles von König Vanderbilt oder Kaiser Rockefeller, er läßt das Auto ehrerbietigst vor den Palästen halten und trompetet gedämpft, fast wie ein Flüstern, von den wunderbaren Schätzen dort hinter den geblendeten Fensterscheiben, von den Gobelins und Sevres Vasen, dem Dresdener Porzellan, den Bronzen von Fremiet und Barye, den mediceischen Samten und den römischen Lampen, den elfenbeinernen Vögeln aus Japan, Alma Tademas Tapeten und Teppiche von Kurdien und Karahagh, den alten französischen Stichen und den Malereien von Meissonnier, von dem ganzen Antiquarladen. Gibt es etwas, was die Millionäre als kriminelle Typen stempelt, so ist es ihr Geschmack; er ist gut, aber es ist nicht ihr eigener.

Das Auto rumpelt weiter wie ein Elefant im Walde, durch den Central Park und längs des

Riverside Drive, an General Grands Grab vorbei, das eine Million gekostet hat, und dann wieder zum Ausgangspunkt der Reise zurück.

Der indianische Sommer wölbt seinen Äther über die ungeheure, sonnenbeschienene Stadt, die sich vor dem offenen Ozean wie ein Hengst auf die Hinterbeine erhebt. Nirgends in der Welt verweilt der Sommer so lange, keine Stadt ist so klar, so hell in seinem Sonnenschein wie das athletische New York, und nirgends haben die Menschen weniger Schlaf in den Augen als dort. Der Tag ist immer offen, traumlos, mit der feurigen Sonne am Himmel. Man kann zum Battery Place gehen und tief in die lebendige, smaragdgrüne See hinabschauen, die wie die Burg der Meerfrau ganz bis zum Bollwerk heranreicht. Die Sonne geht bei klarem Himmel auf und unter. Dieses immer klare Wetter hat die Häuser in die Höhe getrieben, es ist ein Wetter für Türme. In dieser ständig wachen Luft bewegt der New Yorker sich groß, schlank und mit klaren Augen.

Das Touristauto beendigt seine Tour beim Flatiron Building, und die Kautschukhälser bleiben noch eine Weile sitzen, müde und erschöpft vom Sehen. Der Megaphonmann wirft einen Nußkern in seinen Mund und setzt das Megaphon beiseite:

M o r n i n g n e x t t r i p!

DER ARBEITER



In einer der tiefen Seitenstraßen in New Yorks unterer Stadt, in der Nähe der Broadway und nicht weit von den Docks, lag ein Arbeitsmann tot auf dem Fußsteig.

Man hatte ihn mit dem Nacken auf das Granitfundament eines der hohen Häuser gelegt, die mit ihrem Fuß auf dem Grunde der düsteren Straßenkluft stehen und zwanzig Etagen hoch, so hoch, wie man gar nicht blickt, darüber hinausragen. Der Mann lag mit ausgestreckten Beinen auf den Fliesen, und man konnte glauben, daß er schliefe, wenn nicht eine unglückliche Frau neben ihm gesessen hätte, den Rock über den Kopf gezogen, wie eine Figur auf einem Grabe, und wenn nicht zwei oder drei große Schutzleute Aufstellung genommen hätten, um einen passenden Abstand um die Gruppe zu halten. Es schien übrigens gar nicht nötig zu sein, es gab keinen Auflauf, Leute standen nicht still, obwohl jeder im Vorbeigehen den Kopf drehte, um so viel zu sehen, wie man erspähen kann, wenn man es eilig hat und weiter muß. Es erweckte keine besondere Aufmerksamkeit, daß ein Toter am hellichten Tage mitten auf der Straße lag; fast sah es aus, als ob die Bürger in New York nicht grausam genug seien, um sich lebhaft dafür zu interessieren. Entweder konnte dasselbe Schicksal sie selbst treffen, vielleicht, oder sie waren selbst gelegentlich bereit, ihren Mann zu fällen, möglicherweise. Der Mann war tot.

He's got killed, rief einer der Schutzleute auf die Frage, was geschehen sei ... Er war durch das eine Auge geschossen, gerade im Augenwinkel. Es hatte nicht sonderlich geblutet, nur einige Tropfen waren an der Backe entlang geflossen und hatten eine scharlachrote, geronnene Spur hinterlassen. Das andere Auge stand offen und starrte gebrochen irgendwo hin. Wie er dort lag, ein kräftiger, starkgebauter Mann in den besten Jahren, machte es den Eindruck, als ob er hätte weinen wollen, aber es war nicht dazu gekommen und den Rest hatte er hinuntergeschluckt. Man hatte ihm wohl hart zugesetzt.

Es war ein Italiener, ein Arbeitsmann, wie die meisten in New York, ein Handlanger oder Erdarbeiter, er war in seiner Arbeitstracht, einem alten, billigen Anzug, vor der Abreise in Napoli gekauft und jetzt von der amerikanischen Erde durchtränkt. Die groben Stiefel hatten einen heimatlichen Schnitt, unpraktisch schwer vor lauter Haltbarkeit; aber sie hatten doch die Form seines Fußes angenommen, sie glichen ihm. Die Sohlen, die man allzu gut sah, waren von der scharfen Erde in New York gekennzeichnet. Wie lebendig er aussah mit seinem dicken, graumelierten Schnurrbart unter der Nase, dem feuerroten Hemdkragen, dem kupferbraunen Hals und den kurzen, festen Händen. Durch den Ziegelstaub, der jede Pore ausfüllte, waren die Hände heller als das Handgelenk, sie standen geöffnet, als ob

sie einen Schaufelgriff umfassen wollten, das Loch zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger glich einem Ring von dicken, schwieligen Knoten. Eine solide Hand, eine Männerhand. Es war, als ob die Kräfte noch darin waren.

Ja, es war unser eigener herrlicher Lazzarone aus dem „Süden", es war einer von den Tausenden aus dem schönen Italien, die durch den geringen Nährwert der Myrten und Lorbeerbäume zur Auswanderung und zur Arbeit gezwungen werden. Die Italiener in New York sind gewöhnlich Erdarbeiter, sie fangen ganz von vorn an. Man sieht sie aus Löchern auftauchen, die sie auf der Straße graben, ihre Kleidung ist immer mit Erde durchtränkt und sie haben Sand im Haar. Es scheint ihnen gut zu tun, ein Bad im Staube zu nehmen, nach dem vielen Himmelblau daheim im alten Lande.

Das Schicksal hat sie freundlichst ersucht, zur Erde zurückzukehren, ebenso wie den Hindu, der in Singapore Wegarbeiten verrichtet. Dort kann man die hochgewachsenen, mystisch abgemagerten Nirvanamenschen, fast nackend, wie aus dem Walde geholte Affen, mit schrecklich schweren Eisengeräten gedankenvoll in die Makadamisierung hacken sehen. Sie gleichen Schatzgräbern an der Landstraße, und das sind sie eigentlich auch. Singapores roter Staub klebt an den schwarzen Borsten ihrer Schienbeine; sie sind fast die einzigen, die etwas tun. Sakuntala geht in majestä-

tischer Haltung mit einem Korb Steinschutt auf dem Kopf hin und her und hilft ihrem Herrn; sie ist Wegarbeiterin in der Fremde geworden und trabt mit ihren kleinen nackten Füßen, auf deren Zehen Silberringe prangen, arbeitsam über den heißen Staub. Der Hindu kehrt in Singapore zur Erde zurück. Denn dort weiß man nichts von seiner Kaste! In Singapore gibt es eine Konkurrenz, aber keine Paria! Das ist der Vorteil beim Auswandern ... wohlan, laßt uns an Heimweh leiden, Sakuntala, Sakuntala!

Ach, aber der Italiener lernt mehr in New York, als daß die Erde gut und Arbeit zulässig ist, er lernt, daß man darum kämpfen, darum sterben muß. Der Mann, der auf dem Fußsteig lag, so überzeugt, so traumlos, der hatte es gelernt, und er lehrte es anderen.

Die Ärmste, die so versteinert neben ihm brütete, war wohl seine Frau, die man geholt hatte. Sie glich einem Bündel bunter Lappen, wie sie dort weinend auf den Fliesen kauerte, die Kleider über den Kopf gezogen; sie war noch in der buntfarbigen Tracht ihrer Heimat. Sie rührte sich nicht, sie hatte es sich ebenso dunkel um den Kopf gemacht, wie ihre Seele schwarz war. Für sie war alles aus.

An der anderen Seite des Toten stand ein Schubkarren, einer jener kleinen schmächtigen Handwagen, die ganz aus Eisen sind, sowohl Räder, wie Kasten und Stangen, und darin lag ein Sack, der,

nach den scharfen Ecken und Vorsprüngen zu urteilen, mit Werkzeug gefüllt war; ein paar lange, blankgeschliffene Schafte ragten daraus hervor. Der Mann war auf dem Weg zum Arbeitsplatz gewesen, hatte ihn aber nicht erreicht.

Und doch lag derselbe ganz in der Nähe. Das Haus, das an das stieß, wo der Ermordete lag, war ein Neubau in Arbeit. Der größte Teil des stählernen Fachwerkes war errichtet und glich mit seinem mennigroten und schwarzen Gewebe von Eisenbalken und Strebern einem häßlichen Metallwald, der aus Steinen hervorwuchs und in dem es wie ein Höllenfrühling sproßte und klopfte. Oben auf den Balken gellte es von Niethammern und pneumatischen Meißeln, als ob ein übernatürlich großer Specht auf die Stahlstämme hackte, ein eisenfressender Vogel mit blau verstählten Federn und einer glühenden Feile aus dem Halse; der Neubau lag in einer Art Nebel von Lärm da, in dem er emporwuchs, es ging ein gesammeltes Eisengebrüll von ihm aus, das man der Wirksamkeit derer, die oben zwischen den gähnenden Etagen hantierten, gar nicht zugetraut hätte, den kleinen menschlichen Gestalten, die oben und unten wie Ameisen saßen und die Hammer bewegten, ohne daß sie einen Laut von sich zu geben schienen ... der Lärm kam gesammelt, vom Ganzen, und machte die Luft zu einem Springtanz von Schwingungen, der alles, was man in der Nähe des Gebäudes sagte, verschlang.

He's got killed, schrie der Schutzmann und beugte seinen Kopf weiter vor, während seine Augen über den stillen Kreis schweiften ... scabs up there ...

Das war die ganze Geschichte, das Haus wurde von Streikbrechern gebaut, Arbeitern außerhalb der Gewerkschaft, „Ehrenleute", wie man sie nennt, und deshalb war der Italiener hier im Arbeitsanzuge ermordet worden. Er hatte keine Ferien halten wollen. Er war vielleicht selbst ein Ehrenmann gewesen, dem auf seinem Wege zum Arbeitsplatz von den Streikenden aufgelauert und der niedergeschossen worden war. Oder er war einer von den Arbeitslosen, der sich in verzweifeltem Trotz beim Neubau eingefunden, um die ganze Bande auszurotten, und der den kürzeren gezogen hatte. Es konnte auch vielleicht dramatischer so zusammenhängen, daß er ein reuiger Ehrenmann war, der von seinen eigenen Kameraden dort oben erschossen ward; oder er hatte die Streikenden zum Vorteil für die Arbeit im Stich gelassen und seine Belohnung in Blei dafür erhalten. Es ist nicht gut zu sagen, wie es zugegangen war, der Lärm vom Neubau begünstigte keine ausführlichere Erzählung. Man hatte außerdem die Empfindung, daß eine nähere Erklärung des Mordes, in mehr als einer Beziehung, wie Klatsch wirken würde.

Was die Tatsache bewies, war, daß die Verhältnisse in New York so bitterlich hart sind, daß der

Arbeiter zu seiner Tätigkeit wie zur Schlacht gehen muß. Hier gibt's keine Uniform und keine Medaillen, kein Säbelgerassel und keine Militärverleugnung; hier zieht der zivile Soldat, der Arbeiter, aus, um für sein Recht zu leben und zu kämpfen; er tut, was er kann, damit er als Sieger aus dem Gefecht hervorgeht. Und wenn sein Verbrechen oder sein Triumph so alltäglich sind, daß nur der Ausfall des Kampfes darüber bestimmt, wer das Recht haben soll, die Leitern des Neubaues hinaufzusteigen, so gibt es keinen Unterschied zwischen denen, die sich ins Treffen stellen; die Schießenden wie die Erschossenen sind gleich gut.

So ist der Krieg.

Der Krieg ist ein ziviles Ding.

Er ist ein Recht.

Der Arbeiter wird ihn jedesmal erneuern, wenn unproduktive Mächte den Versuch machen, sich davor zu schützen, indem sie ihn zu einem Privilegium machen oder ihn abschaffen wollen.

In Amerika vergißt man ihn nicht.



NIAGARA



Wenn man sich von New York in das Innere von Amerika begeben will, entgeht man nicht dem Niagara. Schon der Name ist wie eine gähnende Naturmacht, wie die Brandung an einer flachen Küste, das Sausen eines Meeres im Binnenlande, wie das Brausen von einer Million Touristen, das man 60 Kilometer weit hören kann. Endlich mal ein Stück Naturpoesie, das in so großem Stil angerichtet ist, daß selbst das Publikum es sehen und hören kann. Niagara, tönt es aus tausend Kehlen, Niagara, heulen wir alle, die wir Mitglieder des Zwangsvereins zur Verherrlichung der Natur sind, worauf wir nüchtern weiterreisen, blind wie wandernde Maulwürfe, bis die Augen uns von neuem vor der Sphinx jucken oder vor dem Rotstein auf Fur. Wir folgen in dieser wilden Jagd einem Naturgesetz, einem Fall, der unser Glück ist, wir wollen und sollen mit, gebt uns einen Platz unter dem Joch, das wir bewundern. Der Niagarafall, ist er nicht großartig, herrlich?! Die Sage erzählt von Leuten, die sich in einer Art sehnsuchtsvollem Naturrausch in den Strudel gestürzt haben und natürlich darin umgekommen sind, nur weil sie nicht recht auf dem laufenden waren und den Fall fühlen wollten. Vor diesen heroischen Idioten senken wir unsere Schwerter. Der Niagara selbst scheint ein schwerfälliges Wesen zu sein, ein grübelnder Wasserfall, der sich des Rätsels seines Wesens nicht bewußt ist. Er ist die Urkraft, die

nie mit ihrem im Abgrundston gestimmten Monolog fertig wird, es sind die schrecklichen Zeiten, die weiterrollen, noch lange nachdem die Pferdekraft des Falles berechnet und seine geologisch gesehene grüne Jugend entschleiert ist. Der Niagara ist indessen ein Symbol. Er wandert wie eine Herde Ochsen, von denen sich jeder mit seinem Fetzen Spiegelbild des Himmels auf dem Rücken, in die Tiefe stürzt, und diese stampfende Herde wird nach der Berechnung Erdkundiger noch genau 18 000 Jahre dauern. Dann wird der Fall sich selbst verzehrt haben.

Das ist ja im übrigen gar nicht so lange. Bis dahin aber wird er das Eigentum der Menschen sein. Es steht uns und unseren Nachkommen frei, ihn zu bewundern oder es zu unterlassen, wenn wir den Mut dazu haben. Jeder hat freien Zutritt zum Wasserfall, ebenso wie zu einem Gemälde von Millet, dem gegenüber ein jeder Verständnis heuchelt; Millet starb, wie bekannt, und wurde berühmt, weil er Sehenswürdigkeiten erfand, wo niemand anders solche sehen konnte — nämlich, ohne sich zu bücken oder den Kopf in den Nacken zu legen ... Donnerwetter, so merkwürdig war diese Erfindung! So kostbar sind die Bruchstücke der Wirklichkeit, die uns am nächsten liegen!

Der Niagara ist alles in allem ein guter Wasserfall, doch kaum, weil wir ihn dafür halten. Vor Rousseaus Zeit hätte man ihn nur für unsanfte Natur angesehen; das Wasser wäre trotzdem ge-

fallen. Tatsache ist, daß zwei große Binnenseen, die in verschiedener Höhe liegen, ihre Wasserscheide ausgleichen. Und nun zu den Turbinen!

Die Wasserkraft der Fälle ist auf siebzehn Millionen Pferdekräfte eingeschätzt. Von denen sind ungefähr 15 000 von der Industrie in Gebrauch genommen worden; der Rest, also sechzehn Millionen 850 000, dient noch heute zur Speisung eines jeden seelischen Paupers, der von seinem Enthusiasmus in diese Gegend geführt wird.

Auf der amerikanischen Seite des Falles sind zwei Kraftstationen und eine neue große Anlage ist auf der kanadischen Seite in Bau. Eine solche Kraftstation ist im Prinzip sehr einfach. Das Wasser wird von einer Stelle oberhalb der Fälle abgeleitet, dringt durch die Turbinen, die ebenso tief wie die Höhe des Falles in die Erde gesenkt sind, und läuft durch einen Tunnel beim Fuß des Falles heraus. Die Turbinen selbst sehen wie riesenhafte Dampfschiffschrauben in lotrechter Stellung aus, die an dem unteren Ende den Propeller und oben eine Dynamomaschine haben. Vom Wasser ist kein Tropfen zu sehen. Man hört es wie ein bergschweres Sausen hinter den Röhren in der kalten Kluft, die anderthalb hundert Fuß unter die Erde geführt ist, und von wo die rotierenden Achsen durch die Dämmerung zu dem Boden in der Dynamohalle hinaufgehen. Hier sieht man elf wagerechte Dynamos vollständig stillstehen und wie gigantische Kreisel herumschwirren. Man muß

sehr nahe herangehen, um zu sehen, daß sie rotieren, so wenig Unterschied ist zwischen blankem Stahl in Bewegung oder in Ruhe. Sie singen, tönen wie das Sausen der Telephonstangen, wie ein arbeitender Bienenschwarm im Sonnenschein und Blumenduft. Ein warmer Wind, mit dem Geruch von elektrischen Funken gesättigt, geht von den Dynamos aus, ein Mahlgeruch, süß und betäubend wie die Luft nach einem Gewitter, wie das Gras im Walde beim Ausschlagen des Laubes. Die Halle ist so ruhig und sauber wie eine Kirche, einige wenige Männer gehen umher und achten auf die Meßuhren, sonst gibt es nichts weiter als diese elf elektrischen Mühlen, die unablässig wie ein Ewigkeitswind über das Meerrauschen der elf Turbinen tief drunten in der Erde hinsausen. Hier ist es so still wie in dem Raume zwischen den wandernden Weltteilen, hier ist es totenstill ... wenn man aber den Mund öffnen und etwas sagen will, kann man seine eigene Stimme nicht verstehen. Diese elf Dynamos versorgen unter anderen die Stadt Buffalo mit elektrischer Beleuchtung und Kraft für die Straßenbahnen. Gute fünf Meilen weiter braust ein kleiner Niagarafall in Gestalt einer modernen Stadt, ein Wasserfall von Menschen, die alles gratis erhalten, die die ganze Kohlenzeit übersprungen haben und ihre Elektrizität per Kabel bekommen.

Aber es ist ja klar, daß die Fälle darunter leiden, daß sie abmagern und durch diese niedrige Nutzanwendung herabgewürdigt werden. Es wird

augenblicklich ein recht bewegter Kampf in Amerika ausgefochten, ob man die Fälle noch mehr „verderben“ darf zum Vorteil für einige neu projektierte Elektrizitätswerke, oder ob man der öffentlichen Meinung nachgeben soll, die das großartige Naturphänomen bewahrt haben will. Der Kampf kann langwierig werden, denn die Parteien scheinen gleich stark zu sein.

Es ist natürlich auch nicht so leicht, zwischen einem erweiterten Turbinensystem und einem Touristenstrom, dessen man sicher ist, zu wählen. Die Mehrzahl wird vielleicht wie gewöhnlich zu einer idealistischen Auffassung neigen, zu der billigsten, also am Alten festhalten. Und es läßt sich ja nicht leugnen, daß, solange der Fall sich als Sehenswürdigkeit rentiert — der Niagara ist in seinen besten Jahren, verlangt weder Seife wie der Geysir auf Island noch andere Stimulationsmittel — so lange eilt es nicht, ihm die Pferdekräfte abzugewinnen, die ebenso wie das wahre Gefühl nicht verloren gehen, selbst wenn man keine augenblickliche Verwendung dafür hat. Vermutlich wird der Fall vorläufig im Besitz von Photographen und Kellnern bleiben; möglicherweise aber wird man ihn mit einer Steuer in Gestalt eines Entrees belegen.

Und angesichts der genialen Wechselwirtschaft zwischen Schwergesetz und Luftsprung, die den Amerikaner auszeichnet, könnte man sich die dadurch gewonnene Summe für den Durchbruch des Panamakanals verwendet denken.



FRISCO



San Franzisko vom Erdbeben zerstört — das Meer über die Kais hereingebrochen — die Stadt in Brand — das tat ebenso weh, als ob ein junges Mädchen von der Straßenbahn überfahren worden sei, war ebensolche zwecklose, empörende Verheerung des Zufalles. Dem Ereignis lag ja keine Vernunft zugrunde, keine Privatsache der Erde oder der Natur, kein blindes Zurückverlangen von dem, was blind geschaffen ward, kein Zerstören, das man zur Rechenschaft ziehen und verfluchen konnte, kein Fehler, kein zugefügtes Leid, keine Notwendigkeit; man stand mit leeren Händen da. Das einzige, was man tun konnte, war, das Geschehene als eine geologische Laune zu betrachten, als einen Riß in der Erdkruste oder in einem Ofen, wenn das Feuer ausgegangen ist, etwas anderes war es nicht; die Geologie aber liegt nun einmal dem täglichen Leben fern, es ist besser, assuriert zu haben. Man konnte fast nichts anderes zu dem Unglück sagen, als daß es geschehen sei.

Ein jeder, der in Frisco gewesen ist, bewahrt besonders wertvolle Erinnerungen an diese schöne und betriebsame Stadt, die als äußerster Vorposten auf der Grenze zwischen zwei Welten lag, von der Sonne verhätschelt, scheinbar ohne selbst etwas von dem Nimbus der Fremdheit und Goldträume zu ahnen, die ihren Namen umwebt haben — sie lag sich selbst zu nah, war ja die einzige Stadt, die Bescheid wußte. Kalifornien war eine wunderbare Wirklichkeit und nichts weiter.

Hier, an dem goldenen Tor lag es und hatte ein historisches Pensum hinter sich, wofür es das Zeugnis „schlecht“ bekam, und vor sich hatte es die unendliche Zukunft; hier am offenen Meere lag es, San Franzisko, das den vornehmen, lateinischen Heiligennamen verkehrt in seinen Banditenmund nahm: Frisco! Frisco ging zur See, grub Gold und knallte mit dem Revolver, um sich schließlich als kaltblütiger, wenn auch blitzschneller Geschäftsmann niederzulassen; er betrieb Handel nach China, hatte Aktien in einem kolossalen Apfelsinenexport und eine schwerwiegende Weizenfarm im Rücken, war mit einem schwarzen, lebensprudelnden Ding verheiratet, halb Spanierin und halb Amerikanerin ... und nun wieder aufs Trockne gesetzt!

San Franzisko war als Stadt kein Kulturzentrum und nicht das, was man unter einer Kunststadt versteht. Aber es sprudelte von Leben. In seiner Anlage erinnerte es an Paris, ging ebenso wie die Seinestadt in Wellenlinien, Hügel auf und Hügel ab, nur noch übermütiger. In vielen Straßen wurden die Bahnen solch steile Abhänge hinaufgezogen, daß das Erdgeschoß des einen Gebäudes anfing, wo die vierte Etage des anderen aufhörte. Eine Stadt, die das Praktische unter den unpraktischsten Verhältnissen durchgeführt hat. Sie wollte dort liegen. Das Klima kann nur mit der klassischen Witterung am Mittelländischen Meer verglichen werden. Während aber die Städte dort schnell aus Säulen

und Tempeln emporwuchsen und Heimstätten von Menschen wurden, die viel zu verfeinert waren, als daß sie sich mit Erwerb befaßten, und die darum ihren Nachkommen kein anderes Erbe hinterließen, als den Respekt vor den Ruinen einer Vergangenheit, beschäftigte man sich in San Franzisko eifrig mit ruhmlosen Erwerbsquellen und betrachtete das noble Klima nur als eine Gelegenheit, des Nachts länger aufzubleiben. Es war eine Stadt, wo man Geld verdiente und es ausgab, eine Stadt, wo spekuliert und gebaut wurde. Man lebte nicht von Traditionen, kaum von Erinnerungen; alle Kräfte waren auf die Gegenwart, auf den Tag eingestellt.

Es ist aber unnatürlich und unangebracht, die Form der Vergangenheit zu gebrauchen, wenn man von San Franzisko spricht. Die Stadt ist wahrscheinlich nie lebendiger gewesen als im Augenblick. Es ist nichts Unersetzbares geschehen, selbst wenn die ganze Stadt zerstört wurde; es war ja kein Museum, das zugrunde ging. Der Platz ist ja noch immer da und das ist, was San Franzisko betrifft, das Wichtigste.

Call Building, das einen Knax bekam, erhebt sich voller Stolz von neuem. Dieses Haus von achtzehn Etagen Höhe war der erste eigentliche Wolkenkratzer in San Franzisko und wurde mit der den Amerikanern eigenen naiven und fruchtbaren Begeisterung begrüßt. Ungeheure Schwierigkeiten waren in diesem Bauwerk überwunden, eine neue, fabelhafte Architektur war geschaffen worden, das

Haus wog 20550 Tonnen, wovon 80 Tonnen Glas waren, es war 300 Fuß hoch, hatte ein Café in der fünfzehnten Etage, eine Druckerei im Keller und vom Dach aus die schönste Aussicht der Welt. Das Wunderwerk blieb wie eine zerknitterte Ruine stehen. Man bessert sie aus, und sie besitzt nur noch einen Charme mehr.

Frisco erhebt sich von neuem. Man macht eine genaue und sanguinische Berechnung, wann das nächste Erdbeben erwartet werden kann, und baut seine Häuser auf Zeit; in der Pause zwischen jedem Erdbeben wird ein neues San Franzisko erstehen.

Wie stark empfand man die amerikanische Unbezwinglichkeit, die Selbsthilfe, die Sieggewohnheit, in dem Wortlaut eines Telegrammes, das von dem Schauplatz eines Grauens einlief, von dem man sich schlechterdings keine Vorstellung machen kann: Hier gibt es keine Helden, wir haben zu viel zu tun. Nein, da gab's keine Zeit für Heldenattitüden, da war keine Veranlassung, sich aus seiner Anonymität herauszuschwingen, weil man seine Pflicht tat; man hatte nur zu tun, nichts weiter.

So drückt Frisco sich aus, der durchgebrannte Fuchsel, der Reichtum in seinem Exil grub und sich dann niedergelassen hat, um Bürger zu werden. Mehr kann man von einem Mann nicht verlangen.

DER NEGER



Als ich eines Abends in der Fulton Street in Brooklyn ging, es war an einem Wahltag und viele Menschen auf den Beinen, hörte ich einen Zuruf hinter mir und ein seltsames wiehern-des Lachen, und als ich mich umdrehte, sah ich einen riesigen Neger, der aus vollem Halse und über sein ganzes farbiges Gesicht lachte. Ich hätte das Pferdegrinsen erkennen und mich nicht um-drehen dürfen, denn das war schon eine größere Annäherung, als er vertragen konnte; er nickte mir intim, beglückt zu und schrie wieder etwas, daß wir beide jetzt gute Freunde sein wollten. Und es war schwer genug, sich nicht mit ihm einzulassen, so kreuzfidel wie er war. Er forderte geradezu Freundschaft und Verliebtheit heraus, es umwehte ihn ein Hauch von Lebenslust, er war ein Strahl von Wonne. Auf seinem schwarzen Gorillahaupt balancierte er die Ruine eines Zylinders, er trug einen strohgelben Überzieher, schwarz und weiß karierte Hosen und ein Paar ungeheuer große, zerlumpte Stiefel, dazu aber Gamaschen. Er sah aus, als sei er vor einem Monat als Lebemann ge-kleidet worden und hätte seitdem jede Nacht an-gekleidet unter freiem Himmel geschlafen; und das war wohl auch der Fall. Ein lächerlicher und glücklicher Waldmensch inmitten der Spazier-gänger auf dem Fußsteig, der im Begriff schien, aus seiner farbigen Haut herauszufahren, vor Ver-langen, die ganze weiße Welt zu umarmen und sie mit sich in den siebenten Himmel zu heben, in dem

er schwebte. Er schien der einzige frohe Mensch auf der ganzen Straße zu sein, und weshalb kamen nicht alle weißen Menschen an seine Brust?

Weil jeder Amerikaner weiß, daß der verliebte Gorilla dort ein Rasiermesser trägt. Ich hatte bereits etwas Derartiges gehört und nahm keine Notiz von dem Neger, obgleich es mir eigentlich hart erschien, den unschuldigen Wilden fortzustoßen.

Am nächsten Morgen las ich in den Zeitungen, daß ein Neger nicht weit von der Stelle, wo ich unseren Freund gesehen hatte, ge-mobbed worden war. Die Geschichte war kurz und von gleicher Art wie alle anderen Anekdoten dieser Sorte, was von der mangelnden Veränderungsfähigkeit der Neger zeugt. Der Neger, von dem hier die Rede ist, hatte sich plötzlich auf einem saloon stark gefühlt, war auf die Straße hinausgegangen und hatte einem vorbeigehenden Weißen mit seinem Barbiermesser den Hals aufgeschlitzt. Ein Mob hatte Jagd auf ihn gemacht, einige tausend Menschen in einer johlenden Masse, und hatte ihn mitten auf der Straße totgetreten. Wahrscheinlich war es derselbe Neger, dem ich begegnet war. Aber selbst wenn es ein anderer gewesen wäre, würde es die Geschichte nicht weniger lehrreich machen.

Oder: ein Geschäftsmann fährt in einem Elevator nach oben und befindet sich allein in dem Raum mit dem Elevatorangestellten, einem Neger, als dieser ein Rasiermesser hervorzieht — und er gebraucht keine Drohungen betreffs Geld oder

Leben, er schneidet ohne Warnung drauf los. Der weiße Mann kämpft um sein Leben, und inzwischen läuft der Elevator bis zum Dach hinauf, gegen das er anstößt, so daß er entzwei geht und durch alle Etagen des Hauses in den Keller hinunterstürzt. Hier befreit man den Mann, der so gut wie in Stücke geschnitten und sterbend ist, und der Neger wird herausgerissen und ge-mobbed. Man begreift, daß kurzer Prozeß mit ihm gemacht wird, denn die Erzählung beweist ja, daß er selbst jeder Überlegung bar und für alles andere als augenblickliches Niederschlachten unzugänglich ist. Er hatte keine Pläne gemacht, hatte vielleicht noch nie Verbrecherneigungen gezeigt, bis es ihm plötzlich einfällt, einen Mann, mit dem er sich allein befindet, zu plündern. Er will ihn ermorden, denkt nicht darüber nach, daß der Elevator inzwischen zur Decke rennt, er weiß nicht, wie er hinterher entkommen soll, hat nicht einen Augenblick über die Folgen nachgedacht. Er macht einen Sprung, wie der Affe im Walde, ohne zu ahnen, wo er hinführt. Was kann es nützen, diesem Tier einen Rechtshandel angedeihen zu lassen? Wozu Verhör und Gericht und Richter und den ganzen zivilisierten Apparat, der doch eine gewisse Zurechnungsfähigkeit, die Gabe zu zögern, zu überlegen, voraussetzt?

Schon seit dem Bürgerkrieg, als die Vereinigten Staaten sich wegen der Frage betreffs der Negersklaverei spalteten, hat das neue Problem vor-

gelegen, was man mit den befreiten Afrikanern anfangen solle. Während dieses Krieges töteten die Weißen gegenseitig 600 000 Mann, um die Fesseln der Sklaven zu lösen; die Neger haben sich seitdem wie Nagetiere formiert, aber ihre Lage hat sich nicht verbessert. Sie haben keine Bürgerfähigkeit gezeigt und die Gesinnung der Weißen hat sich in Wahrheit nicht gegen sie geändert. Sie sind ganz gewiß nicht mehr Eigentum der Weißen, aber sie verdienen weniger und leben schlechter denn als Sklaven, und noch heutigentags steht „For coloured people" über den Wartesälen und Kupees, die sie in den Südstaaten benützen dürfen.

Religiöse Verirrungen waren schuld daran, daß man die Negerbevölkerung mit dem amerikanischen Bürger gleichstellte, ebenso wie es aus christlicher Brutalität geschah, daß man sie aus ihren Wäldern in Afrika schleppte und sie in Zwang legte. Jetzt, da man das Dasein mehr vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, wäre es geradezu unmöglich, Eigentümer für die Schwarzen aufzutreiben, ebensowenig aber fällt jemand auf die Gleichheit herein. Sklaverei ist für einen modernen Menschen eine unmögliche Vorstellung; doch wünscht niemand, mit einem Neger auf die gleiche Stufe gestellt zu werden. Die christliche, kategorische Brüderschaft ist zu einem Rasseproblem geworden, das ebenso wie alle anderen Aufgaben auf dem Laboratorium gelöst werden muß.

Allgemeine Beobachtungen haben gezeigt, daß der Neger durch gleiche Erziehung nicht zu dem Niveau des weißen Mannes emporgehoben werden kann. Er kann ein guter Rechner werden, aber beim Algebra bleibt er stehen. Seine Gehirnfähigkeit geht nur bis zu einer gewissen Grenze. Nicht einmal vereinzelte Ausnahmen können es bis zur gleichen Höhe mit den Amerikanern bringen. Booker T. Washington, der als einzig dastehendes Beispiel, wozu ein Farbiger es bringen kann, angeführt wird — dieser Wunderneger ist sogar Philosophiedoktor und ein bekannter Schwätzer in der Theologie — Booker T. Washington, der Messias aller Neger, ist ein Mulatte. Und die im übrigen vortreffliche Negerhochschule, die er mit großer Tüchtigkeit und praktischem Sinn in Tuskegee angelegt hat, beweist, daß Neger es dazu bringen können, ein geordnetes Leben untereinander, von der weißen Bevölkerung getrennt, zu führen, daß sie lernen können, eine Maschine zu bedienen, Sattlerarbeit zu machen und das Zifferblatt zu unterscheiden, mehr aber beweist sie nicht. Außerhalb der Hochschule ist der Neger immer derselbe Unverbesserliche, entweder der harmlose Bettler, der sein Leben in einem Armseligkeitsidyll als Tagelöhner auf einer der Plantagen des Südens verbringt, mit Ausübung des primitivsten Ackerbaues beschäftigt, oder er treibt sich als froher Vagabund in den Staaten umher, als Diener in einem feinen Hotel verkleidet, oder als

Kellner in einem Salonwagen auf der Eisenbahn, als Kutscher, Kegeljunge oder Varietékomiker. Wie er sich aber auch vermummt, der Gorilla guckt ihm aus den Kleidern hervor und er bringt immer eine gewisse Tropenatmosphäre mit sich.

Man hat sich noch nicht viele Stunden in den Vereinigten Staaten aufgehalten, bevor man auf den Neger stößt und von der grotesken, menschenähnlichen Physiognomie eingenommen wird, die in sich selbst Humor birgt und von innen heraus durch eine verschlagene, lebensfrohe Seele belebt wird. Der Neger besitzt eine gewisse volkstümliche Morgenmunterkeit, eine Unverderbtheit, die ihn zu einem Fest für sich selbst macht. Die paar Jahrhunderte in anderen Umgebungen haben ihm seine Waldnatur nicht nehmen können. Andererseits aber hat man nicht viele Neger kennen gelernt, bevor man mit Bedauern erfahren muß, daß es nicht angeht, sich von ihnen gewinnen zu lassen. Gute Behandlung können sie nicht vertragen. Sie kriechen wie Pudel und sind noch froh dazu; man hüte sich, mehr Seiten ihres Wesens zu probieren! Einem Neger, der sich vorwärtsgewedelt und der Oberwasser bekommen hat, begegnet man am besten mit einem Stock. Dagegen läßt sich nichts sagen. In dem Christentum der Neger tritt Adam ja bekanntlich schwarz vor das Angesicht des Herrn.

Niemand glaubt an die Möglichkeit, die Neger mit der weißen Bevölkerung zu vermischen. Die

Mischrasse erweist sich als wertlos und kehrt bald zu der schwarzen zurück. Der Abstand ist zu groß. Nichtsdestoweniger haben die Neger das ihrige zu der spezifisch amerikanischen Kultur beigetragen. Etwas von jener in die Augen fallenden Lebenslust, von jenem Lerchensinn, der den Amerikaner auszeichnet, ist sicher der Einwirkung der Neger zu danken. Wenn man überhaupt von einer amerikanischen Musik sprechen kann, so stammt sie von den frohen „Minstrels", den tanzenden Negermusikanten, die von jeder Bühne in Amerika herab singen und tanzen und Grimassen schneiden. Die Neger haben eine wirklich musikalische Ader, vielleicht eine der wenigen ursprünglichen; sie mag durch die Überlieferung der wilden afrikanischen Gesänge entstanden und durch das Heimweh während der Sklavenzeit vertieft sein, sie wird durch großen Sinn für das Rhythmische und durch melodische Originalität gekennzeichnet, sie wird von einer innigen und ausgelassen lyrischen Stimmung getragen, die mit Leichtigkeit zu feuriger Komik übergeht. Die außergewöhnliche musikalische Begabung der Neger deutet darauf hin, daß sie relativ eine hochbegabte Rasse sind; was sie der Menschheit einst noch bringen können, weiß niemand.

Augenblicklich stehen die Weißen und die Neger sich in den Vereinigten Staaten sehr gespannt gegenüber. Es handelt sich nicht mehr um vereinzelte, verstreute Zusammenstöße, die Bestiali-

tät sammelt ganze Heere auf beiden Seiten, die ausrottend gegen ganze Städte auf einmal zu Werke gehen.

Wenn die Weißen in Amerika wirklich so weit gekommen sind, daß sie das Bedürfnis fühlen, die Schwarzen vom Festland zu tilgen oder sie nach Afrika zurückzujagen, müssen andere zivilisierte Völker sie dadurch entschuldigen, daß sie nicht umhin konnten, ein ganz Teil Barbarei gerade von den Negern zu lernen. Aber bevor sie so weit gehen, müßte man die Amerikaner daran erinnern, daß, wenn man so glücklich ist, eine Rasse im Urzustand in seiner Mitte leben zu haben, man sie hüten soll, selbst wenn es nicht die eigene ist.

HEARST



Der Fürst der „gelben Presse“ in Amerika, William Randolph Hearst, hat wieder (1906) eine Wahlkampagne zum Besten seiner selbst eröffnet, diesmal mit dem Gouverneurposten im Staate New York als Ziel. Als er sich das letztemal mit Hilfe seines ungeheuren Zeitungsapparats, in Verbindung mit Phono- und Kinematographen und unter Beistand seiner ererbten Millionen wie ein verzehrender Grashüpferschwarm über Amerikas Öffentlichkeit niederlegte, handelte es sich um das Bürgermeisteramt in New York.

Er wurde gewählt. Aber er wurde trotzdem nicht Bürgermeister. Es war eine Affäre, die mit ungewöhnlicher Deutlichkeit die politische Willkür in Amerika klarlegte und von der man mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen kann, wie es Hearst bei einer jeden Wahl ergehen wird, vorausgesetzt, daß die Stärke auf beiden Seiten die gleiche bleibt. Das, was sich 1905 bei der Bürgermeisterwahl ereignete, war, daß Hearst zum Entsetzen des Inbegriffes der republikanischen „Maschine“, the boss, die Stimmenmehrheit erhielt. Man wählte ihn. Er hatte die Stimmung mit dem Eisensystem seiner Zeitungen bearbeitet, er hatte angesehene Männer gekauft und sie mit Haut und Haar durch seine Walzen gehen lassen, bis sie wie Plakate aussahen und sich für ihn zur Schau aushängten, er hatte das richtige Programm, die Forderung der municipal ownership, Stadtbesitz in New York, gestohlen, um darauf zu stehen, er hatte sich

in Lebensgröße für seine Zeitungen photographieren lassen, zusammen mit seinem kleinen Sohn, der als „Arbeiter“ gekleidet war, ein allerliebster kleiner Millionärjunge in overalls, unter dem zu lesen stand: „Ich gehe in die Volksschule“..., er hatte die Armen mit Mitleid und Lügen und Versprechungen überschwemmt, hatte für genau 25 000 Dollar brutale Wohltätigkeit ausgeübt, das Magdalenenheim gestiftet (er hat einen Harem in jeder Stadt in Amerika), er hatte seine Gegner wegen all der Bubenstücke, die er selbst notorisch begangen hat, angeklagt und dadurch ein gewaltiges Material zu seiner eigenen Psychologie zuwege geschafft, und er hatte sich mit allen populären Tugenden geschmückt, sich alle großen Eigenschaften angelogen, ja, sich fast im Besitz derselben gezeigt, er hatte sich mit Tüchtigkeit, Talent, Genie gewappnet — nicht sich selbst, denn er ist ja nur ein ganz gewöhnlicher, gieriger Troßknecht, der einige Millionen geerbt hat, sondern er lohnt einen gewissen Heloten namens Brisbane mit einem Vermögen jährlich, damit er die brutalen und glänzenden Artikel schreibt, die Hearsts Preßindustrie zu Journalistik macht — all dies hatte er getan, und am Wahltage gab er vier Dollar für die Stimme! Yes, Sir. Er wurde mit zirka 125 000 Stimmen gewählt.

Hier ist eines der Mysterien des amerikanischen Wahlsystems. Es wird behauptet, als eine psychologische Merkwürdigkeit, daß ein Wähler, der seine

Stimme verkauft hat, stets für den Käufer stimmt, wenn er sich in dem geheimen Raum befindet! Das muß man doch anständig nennen. Ganz korrumpiert ist die amerikanische Stimmenabgabe also noch nicht. Man kann sich tatsächlich auf seine Anhänger verlassen. Auf diese glückliche Festigkeit im Wählerherzen baute Hearst seine Möglichkeiten. Dazu kam noch, daß er mit Bedacht am Wahltage einige Hundert thugs mietete, Leute von unbeschreiblicher Profession, aber im Besitz großer Körperkräfte, die er an den verschiedenen Wahlstellen in der Stadt verteilte, und die, im Namen der Gerechtigkeit, Leute, die nicht Hearsts badge trugen, zuschanden schlugen. Gegen dieses Heer rüstete the boss übrigens ein Korps von Freiwilligen, Athleten und Fußballspielern, denen nicht nahzukommen war, so daß Hearst sich genötigt sah, noch eine Schicht von der ärgsten Hefe des Verbrecherviertels um diese zu legen. Wenn dazu noch Militär und Miliz kommt, muß man sich also einen Wahlort in New York als einen Platz vorstellen, wo ein Galeerensklave einen Studenten verhaut, weil er einen Lümmel schlägt, der mit Fußtritten einen Schutzmann daran verhindern will, einen Strolch zu verhaften, der einen friedlichen Bürger von seinem Weg zur Wahlurne zurückhält. Wahrlich, die vier Dollar sind sauer verdient; man kann nicht umhin, eine große Meinung von der Überzeugung der Wahlbevölkerung zu bekommen.

Man wollte Hearst zum Bürgermeister haben. Man stand an jenem Abend dicht gedrängt auf dem Broadway vom Battery Place bis zum Union Square und blies in siebenhunderttausend Blechtrompeten, von denen jede einen durchdringenden Ton hatte, man stand getreulich und trat sich gegenseitig die Stiefel von den Füßen und schwang Knarren durch die Luft, ja, große, schnarrende Knarren, die wie die Stimmen unsichtbarer Teufel klangen; das war Hearsts Kandidatur, die sich Geltung verschaffte, während die Lichtkegel der Refraktoren hoch oben in der Luft den Rauch durchschnitten und andere menschliche Wesen beleuchteten, die fünfzehn Etagen hoch aus den Fenstern lagen, mit langen, schokoladenfarbigen Blashörnern im Munde. Das war die Unterwelt der amerikanischen Politik, das war die Hölle, die ein Tier zuwege bringen kann, wenn es Geld genug dazu hat.

Aber es sind ja noch andere da, die Appetit haben. The boss hatte wirklich nicht die Absicht, sich vor der Stimmenmehrzahl zu beugen. Natürlich gab man dem Raubtier nicht fair play. Man ließ die Pferde vor einer Wagenladung Stimmzettel durchgehen — Pech, nicht wahr! — und verlor unwiderruflich mehrere Kisten, und das gerade von Wahlplätzen, die Hearst in große Unkosten gestürzt hatten! Man „verlor" eine Kiste irgendwo mitten auf der Straße und Hearst ließ eine Polizeiwache dabei aufstellen, ließ sie mehrere Tage scharf bewachen, bis er sie mit Aufwendung

einer Masse Jura auf dem Rathaus öffnen ließ; es zeigte sich, daß sie lauter alte Nummern des „New York Journal“ enthielt! Hearst schäumte in seinen Zeitungen und legte einen Haufen Prozesse an, die wahrscheinlich noch im Gang sind. The boss aber setzte mit einem Bums Mc Clellan auf den Bürgermeisterstuhl, den Mann, den sie haben wollten, und dort sitzt er sicher genug.

Jetzt bemüht Hearst sich also um den Gouverneurposten. Aber es sind in Wirklichkeit gar nicht diese kleinen, beschwerlichen Ämter, die er im Auge hat. Er fühlt sich nicht dazu berufen, in der Stille für Amerikas Wohl zu wirken. Er will Präsident werden und die reiche Republik aussaugen.

William Randolph Hearst begann vor zehn Jahren als Sohn eines Millionärs, der sich einen Stuhl im Senat gekauft hatte; es liegt also politische Disposition in der Familie. Der junge Hearst — er war damals kaum über zwanzig — sah mit einem Blick, daß das, was große Männer kennzeichnet, Popularität ist. Von dieser Seite griff er die Sache an. Er legte sein Kapital in Zeitungen an. Jetzt ist sein Name mit der neuesten amerikanischen Presse identisch. Aber dieses Ungeheuer beansprucht eine Schilderung für sich.

Hearst ist ein schöner Mann, mit der strotzenden Gesundheit des Urtiers. Seine Züge erinnern in ihrer grausamen Regelmäßigkeit an die Napoleons, aber Hearsts haben nichts Klassisches. Er frißt Menschen, das ist alles. Er hat einen offenen

Mörderblick, und weshalb sollte er sich seiner Gaunernatur schämen? Er hat die Mittel, um nie zu geben, und hat den Mut, feige zu sein. Es fragt sich, wer am längsten lebt. Eine gewisse Sauberkeit kann man ihm nicht absprechen; er hat alle Eigenschaften der Katzen. Er ist nüchtern, der kälteste Mann in Amerika. Wozu er dereinst, wenn er Oberwasser bekommt, seinen eigentlichen Mangel an Fähigkeiten benützen kann, wird man hoffentlich nie erleben.

Es ist dafür gesorgt, daß schädliche Tiere wie Hearst sich in Amerika nicht festbeißen können. Der republikanische Körper sondert einige sehr unbehagliche Flüssigkeiten in dieser Beziehung ab. Die ganze „Korruption“ der Regierungsklasse, die Umtriebe der Tammany Hall usw. sind die zottige Seite, die die Freistaaten nach außen kehren, wenn es gilt, die Verfassung zu bewahren; man faßt Skorpione nicht mit bloßen Händen an. Wenn Hearst sich trotz allem vorwärtskaufen und zu Macht gelangen sollte, ist es zweifellos, daß die bewahrenden Kräfte in Amerika Mittel und Wege finden werden, ihn niederzuhalten. Er wird eingekapselt, mit Eitelkeit gesättigt werden. Man wird sich nicht scheuen, ihn mit dem Kaisertitel oder einer anderen Unwesentlichkeit zu lähmen, man wird ihn in einen Hof einsperren, ihn mit Etikette binden, und inzwischen wird the boss Amerika wie vorher in Hemdärmeln verwalten. So bekommt jeder, was er will.

Es gibt in Amerika, wie überall — nur in größerem Stil —, zwei Arten Politik: die eine, die mit ihrer Wurzel in der Weltgeschichte das Gemeinwesen nährt, und die andere, die ihr augenblickliches Schmarotzerleben führt. Der reinste jetzt lebende Repräsentant der ersteren Richtung ist Theodore Roosevelt. Der öffentliche Instinkt, der diesen Mann emporgehoben hat, ist identisch mit der ehrenvollen Tradition der Freistaaten. Sein ganzer Habitus als Mann ist durch die natürliche Entfaltung derjenigen Eigenschaften entstanden, die, von vielen ähnlichen Geschlechtern wie dem Rooseveltschen, getragen, die amerikanische Nation hervorgebracht hat; und da ein Mann ein wirkliches Glück nur darin findet, seiner Natur zu folgen, wird Roosevelt nie höher gelangen können, als auf dem Niveau seines Volkes zu stehen und mit diesem zusammenzuwachsen. Es könnte wie eine gigantische Naivität erscheinen, daß Roosevelt, ebenso wie Lincoln, niemals das Bestreben gezeigt hat, den Privatmann abzuschütteln und sich in die Majestät zu kleiden, zu der seine unumschränkte Macht ihn in Wirklichkeit berechtigt; aber diese Einfachheit bezeichnet glücklicherweise den Höhepunkt politischen Geschmackes.

Im Gegensatz zu Roosevelt, dem Führer der tragenden Geschlechter, steht Hearst als einer da, der auf dem Nacken der Heimatlosen in Amerika reitet. Er plündert die Einwanderung im großen

Maßstab. Leider Gottes gibt es viel, das er entzwei schlagen kann. Freunde der republikanischen Republik aber trösten sich damit, daß der Parasit doch nur ein Ding ohne schaffende Fähigkeiten ist, der auf Unwirklichkeit hinstrebt, seinen eigenen Nachruhm verzehrt und dann ausgelöscht wird.

DIE PRESSE



Man kann die Geschichte der modernen amerikanischen Journalistik in großen Zügen mit den Namen Herald, World und Journal zusammenfassen.

Gordon Bennett, der Gründer des Herald, trennte die Journalistik von der Belletristik und schuf die moderne Reportage. Dem Herald kam es darauf an, zuerst am Platze zu sein, dem Publikum zuerst die Neuigkeit zu überbringen; Herald aber setzte stets voraus, das sich etwas ereignete. Später führten mehrere Zeitungen vom Typus des World das Prinzip der aktiven Journalistik ein, indem sie selbst die Begebenheiten verursachten. Wenn diese Zeitungen auch handelnd und leitend in die Gesellschaftsordnung eingriffen, so standen sie doch noch auf dem Boden von Tatsachen; für World wie für Herald galt der Grundsatz: ohne Neuigkeit, kein Artikel. Hearst dagegen hat mit dem Journal die Sitte eingeführt, den Artikel zuerst zu fabrizieren, und es der Neuigkeit zu überlassen, hinterher zu kommen, wenn sie es kann. Man muß sagen, daß er seiner Zeit voraus ist. Während die Presse vor Hearsts Zeiten als Geschäft auftrat (sie verkaufte Auskünfte, wie Gordon Bennett sich ausdrückte) oder wie eine Kombination von Geschäften und bürgerlichem Einfluß, ist Hearsts Presse ausschließlich „Politik". Sie wird von außen mit Kapital betrieben, um einen einzelnen Mann vom Nichts zum Präsidenten in Amerika zu erheben. Ihr systematisches Ziel ist

darum, mit Hilfe von Entstellungen und durch bewußt lügenhafte Verfolgungen der ordentlichen Bürgerschaft, die ganze Zivilisation zu dem Niveau des Herausgebers herabzuzerren. Dies ist die sogenannte „gelbe Presse“, die Tigerpresse. Glücklicherweise rottet sie auch methodisch jeglichen Respekt für alles, was gedruckt ist, aus.

In New York ist die gelbe Presse gefährlich, weil der Tag so ungeheuer überladen ist und weil er mit dem Abend endigt. Der Tag blickt nicht zurück. Man gräbt die Leiche der gestrigen Zeitung nicht aus, um die Vergiftung zu konstatieren, wenn man die Nase schon voll hat von dem Bleigeruch der Morgenzeitungen. Wer am längsten lügt, bekommt schließlich recht. Sollte Hearst wirklich einmal Präsident werden, auf Grund dessen, was er den Wählern alles einbildet, so wird ein jeder sich deutlich entsinnen können, wie schwarz die Mitbürger waren, die er während vieler Jahre anschwärzte, bis es ihm schließlich gelang, sie zu verdrängen. Sie waren schwarz. Indessen werden sich hoffentlich zwischen Hearsts Gegnern ein oder zwei wirkliche Schurken finden, die durch einen greulichen Banditenstreich Hearsts Karriere stoppen und allen schönen Bürgern ihre Farbe wiedergeben. Dies Spiel hat man schon früher gesehen.

Ist man niedergebeugt über die Tatsache, wie sehr die Verbrecherphysionomie sich in der amerikanischen Presse vordrängt, so braucht man sich

nur daran zu erinnern, daß andere Entwicklungsstufen noch immer daneben existieren. Es steht einem jeden frei, sich täglich in seiner vollen Größe aufzurichten und statt des Heralds das Journal zu lesen. Man kann, wenn man will, jeden Tag in saurem Zorn hingehen und die schandbare Zeitung lesen, nur um festzustellen, wie schrecklich die Welt ist; auf diesem Wege erneuert besonders die Geistlichkeit ihre Kenntnisse von den Sünden der Welt.

Rein journalistisch und technisch gesehen, besteht kein Zweifel, daß „die gelbe Presse“ durch die animalische Energie, die an Stelle der Bildung getreten ist, der amerikanischen Presse neues Blut zugeführt hat. Das Tempo ist verstärkt worden und die älteren Zeitungen haben Schritt halten müssen. Die amerikanische Presse ist augenblicklich die vorgeschrittenste der Welt. Man kann ruhig sagen, daß sie unmerklich alle Zeitungen der ganzen Welt dazu getrieben hat, ihr zu folgen. Französische Zeitungen fangen an, der Pariser Ausgabe des Herald zu gleichen; man kann dies an dem sorglosen Sinn für Realitäten erkennen, an der nach Außengekehrtheit, der Fähigkeit der immerwährenden Erneuerung, der affenartigen Neugierigkeit, dem Mangel an Gedächtnis, an dem ganzen bekannten, amerikanischen Häcksel. Es fällt uns in der alten Welt schwer, zu begreifen, daß eine Zeitung kein Dichterwerk sein soll, aber es wird schon noch kommen.

Die Presse in Amerika als ein Ganzes ist ein schwindelndes Wunder, von dem uns nur der Aufstieg in einem Ballon mit der dazugehörigen Übelkeit und Beseligung einen richtigen Begriff zu geben vermag. Es ist allein der Mühe wert, nach Amerika zu reisen, um die rein äußeren Verhältnisse zu sehen, unter denen die Tageszeitung entsteht, wie sie aussieht und wie sie dem Publikum übermittelt wird. Wenn ganz Amerika im Ozean versinken und nur eine einzige Zeitung zurückbleiben würde, eine Nummer der unzähligen Blätter, die mehrere Male täglich erscheinen, so würde man den ganzen amerikanischen Staat, die ganze neue Welt dadurch wiedererrichten können, ebenso wie ein Fortpflanzungskeim auf irgendeine mystische Weise das Gepräge jeder einzigen Zelle des Organismus trägt, von dem er ausgegangen ist.

Statt aber den Versuch zu machen, die Eigentümlichkeiten und Vorzüge der amerikanischen Presse zu schildern, ihren Flug, ihre Farbenpracht und ihren Reichtum, will ich in tiefster Bewunderung dem amerikanischen Journalisten Brüderschaft schwören. Ich bin lange genug in Amerika gewesen, um zu verstehen, daß Journalistik fast das einzige Gewerbe ist, das sich für einen Mann geziemt. Es ist derjenige Zeitvertreib, der Krieg und Entdeckungsreisen zur See am ähnlichsten ist. Es ist der Landsknechtserwerb unserer Zeit; man schreibt und man reist. Wie alle wahren Heroen, so tritt auch der amerikanische Journalist ohne

Namen auf; er hat keinen kleinen, zweifelhaften Ruhm zu schützen, aber er wird klobig bezahlt; er sitzt nicht zu Hause und drechselt an seinem Stil, er lebt auf der Straße, und der Pulsschlag derselben geht mit ihm in die Spalten über, er ist neu mit jeder Neuigkeit. Man mag die erste beste amerikanische Zeitung zur Hand nehmen und kann auf Artikel ohne Namen oder Zeichen stoßen, in denen ein Talent glüht, groß genug für einen weltberühmten Schriftsteller. Der unberühmte Meister aber ist ein junger Amerikaner, der es vorzieht, in möglichst innigem Verein mit tausend gemeinsamen Schicksalen des Alltages zu leben, anstatt Zutritt zu den Weiten irgendeiner weibischen Mannsperson zu haben, die ein Tons Bücher gelesen und noch ein Buch mehr darüber geschrieben hat. Keiner besitzt das Leben in so reichem Maße wie dieser Reiche im Sonnenlicht und im Laternenschein des Fußsteigs, und was in aller Welt bedeutet es ihm, dem Neidlosen, daß eine Schar grüngesalzener Fakire abseits sitzt und unsterblich wird, nur weil es eine Unmöglichkeit ist, daß *sie* von einem gesegneten Ziegelstein im Sonnenschein getroffen werden können?

Im übrigen ist es auch der amerikanische Journalist, der die moderne Literatur, das junge Amerika, geschaffen hat; hiervon bei einer anderen Gelegenheit.

Auf einer Photographie, die ich von einer Straße in New York besitze, sieht man, wie die Menge sich

dichtgedrängt auf beiden Fußsteigen, mit der charakteristischen Beinstreckung, die Leuten auf Photographien eigen ist, vorwärts bewegt. Alle sind deutlich erkennbar, obgleich man sieht, daß sie sich während der Exponierung bewegt haben. An einer Stelle aber, am Rande des Fußsteiges, ist ein Nebelfleck von menschlicher Form — eine Person, die durch ihre Hast unsichtbar geworden ist. Es sieht aus, als ob es ein Geist sei, es ist aber ein Journalist auf dem Wege zu einem r o w in der Nähe.

FRANK NORRIS



I

Amerikas früheste Literatur fällt mit Englands zusammen; Longfellow usw. In dem neunzehnten Jahrhundert bekam Amerika eine national sondergefärbte Literatur, von Namen, wie, um die Extreme zu nennen, Mark Twain und Whitman getragen. Sie fingen beide als Journalisten an, was wohl zu beachten ist, wie das amerikanische Geistesleben seinen Ausgangspunkt überhaupt vom Tage nimmt, zum Unterschied vom europäischen, das seinen Ausgangspunkt in der Geschichte sucht. Man kann die jüngste amerikanische Literatur als Journalistik unter besonders günstigen Bedingungen charakterisieren; oder man kann auch sagen, daß sie durch eine natürliche Auswahl zwischen Zeitungsmenschen, die über das Tägliche hinaus befähigt waren, entstanden ist. Der Stoff aber gehört immer dem Tage.

Der amerikanische Schriftsteller sieht wie alle anderen ausgewachsenen Menschen aus und reagiert ganz wie eine gewöhnliche Mannsperson. Seine psychologische Neugier geht nur bis zu einem gewissen Punkt — der Rest gehört nicht zur Literatur, sondern zur Medizin. Vor allen Dingen ist er ein Gentleman, dem durch die Zucht von Generationen die Anschauung im Blute liegt, daß man über andere nur durch größere Arbeitsfähigkeit und durch bürgerliche Ehrenhaftigkeit emporragen kann. Er ist ein nor-

mal funktionierender Kopf, der geradeswegs aufs Leben eingestellt und von Kind auf an ein rasendes Tempo gewöhnt ist. Die Verhältnisse, günstige Erziehung und angeborene Anlagen haben ihn als Mitarbeiter bei einer Zeitung eingeführt, und in dieser Eigenschaft umarmt er das ganze Dasein feurig, bis es eines Tages in ihm überquillt, so daß er einen viel zu langen, lebendigen und glänzenden Artikel schreiben muß. Das ist dann ein Buch, das Buch eines Kundigen, der etwas vom Goldgräberleben in Alaska oder vom Börsenschrecken in Chikago oder von dem Leben in den großen Wäldern versteht... Amerika, Amerika! Er hat angefangen zu siegen. Hat aber die volkstümliche Aufmerksamkeit eines dieser Bücher erwählt, eines von den Tausenden, dann wird der Mann berühmt, wie er auch heißen mag, und wird nun plötzlich wie ein Unikum entdeckt, ein Auserwählter, der sich unmöglich zwischen den Kleinen bewegen kann, nicht wahr? Nein. Er ist kein Pauper. Er ist ein Amerikaner und ein moderner Mensch. Er ist in der Tiefe seines Wesens anonym, und das ist sein Adel. Er ist der Weltbürger einer Demokratie.

Amerika besitzt augenblicklich die fruchtbarste Literatur der zivilisierten Welt. Der Amerikaner, frisch, rasch, arbeitsstark und gefühlvoll, ist im Begriff, sich selbst zu entdecken. Ein gewaltiges Buch nach dem anderen schießt empor, und fast alle können etwas; die Schriftsteller sind keine Zunft

außerhalb des Daseins, sondern es sind amerikanische Männer, die ihrer Zeit gefolgt sind, sie haben gehandelt, spekuliert, Gold gegraben, gesegelt, gehungert, gespielt, getaucht, sind zur Jagd gegangen, in einem Ballon aufgestiegen, bis ein innerer Druck in ihnen überhand genommen hat, so daß sie außer zu leben, auch noch das Leben beschreiben müssen. Sie sind alle stürmische Liebhaber des Daseins, der Veränderung, des Betriebes, der neuen Luft, sie verstehen sich auf Gesichter, Wild, Einsamkeit im Walde, Wanderung und wieder Menschen, ihre Seelen sind wie verklärt von einer Naturliebe, die Generationen vor ihnen gefühlt haben und von dem abhärtenden Wetter, das die amerikanische Gesellschaft durchweht; sie treten mit Appetit auf, aber ohne bedürftige Instinkte, haben kein unbedeutendes, klebriges Privatleben, für das sie die Welt zu interessieren versuchen, sie leben, indem sie produzieren, weil auch darin Arbeit steckt. Niemals hat die wilde und vornehme Natur in Amerika so gesunde Pfleger gehabt, niemals ist die Sprache den Dingen so angepaßt und so reichhaltig gewesen wie jetzt. Und aus all diesen sorglos erlebten und mit glücklicher Energie wiedergegebenen Eindrücken formt sich das Amerika unserer Tage, die neuen Typen einer neuen Kultur in bisher ungekannten Kombinationen: der Alltag, die Fabriken, die Börse, die Erwerbsquellen, das Dasein wie es ist.

II

Hinter dem lebendigen, schreibenden Schwarm türmt sich, wie ein Nebelberg, Frank Norris. Ja, denn er ist tot, er, der lebensvollste von allen, der stärkste und der gemütvollste, er, der von dem ganzen jungen Amerika den besten Kopf und das glühendste Herz hatte, er ist tot. Damit dem reichen Leben nichts unmöglich ist, damit selbst der elendeste Zufall sich mächtiger zeigen konnte als der Titan, starb Norris an Apendicitis, einige dreißig Jahre alt, noch ein Kind, entzückt über das viele Geld, das er zu verdienen anfing, über sein Haus auf den Höhen von The golden Gate, mit der Aussicht über den Stillen Ozean. Wenn er Kraft genug dazu gehabt hat, muß er sich auf seinem Sterbelager bitterer gegrämt haben, als man zu fassen imstande ist. In seinen Dichterwerken wurzelt nämlich die Stärke des Gefühls überall in der Furcht vor dem Tode, in der Angst, daß es ein Aufhören gibt; ein Hauch von Schreck und Energie geht von seinen Schriften aus, er umfaßt die Wirklichkeit mit der Zärtlichkeit eines Gottes, weil er weiß, daß sie so gebrechlich ist, daß die Erde sich dreht und daß wir sterben müssen. Und just zu ihm, der sich so kühn und schön emporrankte, so unsterblich, kam die Auflösung, als er eben begonnen hatte.

Frank Norris hat The Octopus und The Pit geschrieben. Er hat den Weizen in Amerika ent-

deckt. Das erste Buch handelt von dem sozialen Kampf zwischen den Ackerbauern, also von der Weizenindustrie und den Eisenbahngesellschaften in Kalifornien; The Pit schildert die ungeheuren Wirbel auf dem Geldmarkt, die die Weizenspekulation auf der Chikagoer Börse verursacht. Außer zu sehen und den gewaltigen Stoff ins rechte Licht zu setzen, besitzt Norris noch genügenden Überschuß an Kräften, um in The Octopus von dem Prozeß der dichterischen Aneignung Rechenschaft abzulegen. In diesem Sinne hat er in The Pit, die Börse, die eine rohe und gemeine Geistesverzehrung ist, zu etwas Poetischem zu gestalten vermocht, und außerdem zeigt er noch mit großer Feinheit, wie ein Attentat auf die Majestät der Wirklichkeit schließlich alle Werte aus der Hand des Vermessenen schlägt. Die Natur ist fruchtbar, sie straft denjenigen, der ihr mit Hohlheit entgegentreten will. In diesen beiden Büchern von Norris liegt eine Urkraft, eine seelische und physische Arbeitsfähigkeit, wie nur ein einziger Mann der Weltliteratur sie außer ihm besitzt, nämlich Zola. Frank Norris hat künstlerisches Ungestüm, Zutrauen zum Elementaren von dem französischen Riesen gelernt. Bei ihm aber kam noch der Erfolg hinzu. Während Zola einen Staat geißelte, der im Rückschritt war und den Todespsalm über ein Geschlecht im Verfall ausposaunte, bläst Norris mit allen heidnischen und herausfordernden Naturtönen an der Spitze der siegreichen Kultur in

Amerika. Seine beiden Bücher sind ein Triumphzug, in dem Amerikas unerschöpfliche Fruchtbarkeit in einem goldenen Wagen vorüberfährt, während selbst Parasiten und Verbrecher gezwungen werden, mitzuschieben. Es wächst, wächst in seinen Werken.

Außer seinem Hauptwerk hat Norris noch mehrere Romane und Novellen geschrieben, kleiner in der Anlage und nicht so reif, aber sie sind doch von Bedeutung, weil sie überall zwischen vielen Unvollkommenheiten den Meister verraten. Sie alle besitzen Frank Norris' Wärme, die durch ihre Reinheit und durch die Liebe zu vielen kleinen Dingen an das Beste im Weibe erinnert. Eine unendliche Grazie liegt über seinem Stil, die er durch Fleiß gewonnen hat, und eine Sicherheit, die ihren Ursprung darin hat, daß er als Beobachter seinen Stoff wieder und wieder bearbeitete. Vor allen Dingen aber begegnet man auch in seinen Anfangsbüchern der stets gegenwärtigen Lebenslust, dem sonnigen Gemüt, das ihn alle Wärme der Welt in sich aufnehmen und wieder von sich geben ließ. Überall merkt man den jungen Norris, der das Leben liebt, der alle Hunde der Welt streicheln muß, bevor er sich zur Ruhe legt.

Solch ein Sehnsuchtsbuch ist Moran. Ein Buch, das von einem verzogenen und klugen Knaben in Kalifornien handelt, der sich in das Stille Meer verliebt hat und von etwas so Fernem und teuflisch Abenteuerlichem träumt wie — wie Norwegen!

Ja, die Heldin in diesem nebligen und wogenden Seeroman ist aus Kristiania, heißt Moran (Maren?) Stenersen und führt mit fliegendem Blondhaar eine Barke auf dem Stillen Meer, von chinesischen Piraten häßlich verfolgt! Es ist ein „romantisches“ Buch im schönsten Sinne, es geht verschwenderisch mit jungen Träumen um, es ist spannend, düster, grün, voller Schrecken und edel.

Norris, der sich in seiner ganzen Produktion stark als Angelsachse fühlt, mag als junger Mann in seinem Namen eine Andeutung auf seine Abstammung von den nördlichen Wikingern gefunden haben und hat darum seine besten Heidentumsempfindungen eingesetzt, um Moran zu dichten. Wir in Nordeuropa wissen nicht, ob wir über diese salzige Erzählung lachen oder weinen sollen, und doch ist sie hübsch. Sie mag dazu dienen, daß wir uns selbst von der Kehrseite sehen — ohne daß wir dadurch widerwärtig werden. Ist das nicht schon etwas? Und später hat Norris eine zeitgemäßere Anwendung für seinen Vikingsinn bekommen. Er hat in seinen beiden reifen Büchern Personenschilderungen geliefert, die nicht hinter denen der Sage zurückstehen. Der Tod der Farmer im Octopus prägt sich uns mit demselben unerschütterlichen Gefühl des wirklich Geschehenen ein, wie Nials Verbrennung. Norris war einer von denen, die können. Wenige reichen an ihn heran.

III

Noch heutigentages wiederholt sich die Entdeckung Amerikas; denn jedesmal, wenn die Menschheit, nach einem Flugversuch in die Welt der leeren Ideen, Nahrung suchend zur Wirklichkeit zurückkehrt, wird „Amerika" von neuem entdeckt.

Aber auch rein praktisch gesprochen verhält es sich so. Was wie eine Mythe vor uns steht, was sich ein für allemal durch Kolumbus Reise und durch die geographische Aneignung Amerikas zugetragen hat, wiederholt sich heutzutage im kleinen, aber darum nicht weniger bedeutend, und wird fortfahren, sich zu wiederholen, so lange es in Nordamerika noch Land zu kultivieren gibt. Wird aber das Areal nördlich vom Äquator einmal erschöpft sein, so ist noch ganz Südamerika da, das bis auf weiteres an einige wenige squatters, Portugiesen, Wilde und andere dagos verpachtet ist, die den Boden idyllisch bebauen, bis der Angelsachse mit seinem Dampfpflug kommt.

Die Geschichte der modernen Entdeckung geht auf folgende Weise vor sich: Ein Territorium südlich oder westlich von der amerikanischen Zivilisation, das bisher den Indianern überlassen war oder als Weideplatz für die Herden spanischer Gutsbesitzer gedient hat, wird dem Ackerbau, dem Weizen oder dem Mais geöffnet. Amerika fängt mit der Prärie an, mit dem Büffel und dem

Indianer, dann kommt der Spanier mit seinem Rancho für je hundert Quadratmeilen, wo Viehzucht, Cowboys und Romantik entfaltet werden, und schließlich kommt der wirkliche Ackerbau, dem Städte, Industrie und alles übrige folgen. Zuletzt findet sich dann der Schilderer des Ganzen, der Dichter, ein, der wie gewöhnlich hinterher kommt.

Zuerst kommt die Eisenbahn. Der Zug fährt buchstäblich auf die Prärie hinaus und ist von nun an da. An der Spitze des Zuges befindet sich eine Maschine, die beim Fahren die Schienen niederlegt. Die hinteren Wagen sind mit den Stationsgebäuden beladen und allem, was sonst noch zu einer Eisenbahnlinie gehört. Außerdem führt die Bahn die wichtigsten elementaren Bestandteile zu beginnenden Städten mit sich, das Baumaterial und den eisernen Geldschrank für eine Bank, die wichtigsten Gegenstände zu einem Hotel und dergleichen. Mit dem Zuge kommt außerdem natürlich der erste Strom der begehrlichen settlers mitsamt den dazugehörigen Rechtsanwälten, Waffenhändlern, Ärzten und Abenteurern. In einer Nacht oder in zweien erheben sich Städte. Die Leute fahren direkt von der Bahn aus in mitgebrachten Wagen auf die Prärie hinaus und errichten dort ihre Zelte. Ein Jahr später steht hier eine zeitgemäße Farm, und der Weizen umwogt sie, so weit das Auge reicht. Mit dem Zuge des folgenden Jahres kommt die Prostitution und der

Schwindel ins Land. Hier gibt es etwas zu plündern. Die gewaltige Überzahl aber wird von den Ackerbauern, den amerikanischen Bauern, gebildet. Das sind Männer, die vielleicht in jedem einzelnen Staat Land bebaut und es mit Vorteil wieder verkauft haben; sie haben von den neuen Gebieten gehört, haben sich genügend Aufklärung darüber verschafft und sind gekommen. Es gibt keine gesündere Unruhe als die, mit der der amerikanische Farmer seinen Aufenthalt wechselt; er hat das Problem gelöst, zu gleicher Zeit zu wohnen und zu wandern. Überall, wo er ist, da ist Amerika. Mag er nun Derrick, Broderson, Ostermann oder Annixter heißen, Namen, die auf den Ursprung aus vielen Nationen hindeuten, er ist und bleibt immer Amerikaner. Und er ist seiner Aufgabe gewachsen, er versteht sich auf den Ackerbau, hat ihn gelernt und praktisch betrieben, er hat Geld, kann die besten Maschinen kaufen und so viel Leute halten, wie er will. Er kauft nun also der Eisenbahn Land ab und bebaut es. Ohne seine Betriebsamkeit wäre die Bahn nicht angelegt, und er wiederum wäre nicht ohne die Bahn gekommen.

Nach etwa zehn Jahren breitet sich dann ein Weizendistrikt, ungefähr so groß wie das Königreich Dänemark oder noch größer, eine blühende Provinz mit einer kräftigen Bevölkerung in wachsendem Wohlstand. Die Stationsgebäude sind zu Handelsstädten geworden, von denen eine einzelne über hunderttausend Einwohner hat, die alle, ob-

gleich sie in der Stadt wohnen, auf irgendeine Weise vom Weizen leben und das ihrige dazu beitragen, daß der Ackerbau so gut und großartig wie möglich betrieben wird. Es ist ein Staat in vollem Wachstum. Es ist Amerika in kleinem Maßstab. Und dies ereignet sich noch heutzutage, und zwar nicht in einer Gegend, sondern in vielen, es ist die tägliche Entdeckung Amerikas, die Wirklichkeit, die in Besitz genommen wird, die Nahrung für alle und von allen.

Der Weizendistrikt, von dem hier die Rede sein soll, erstreckt sich durch das ganze San Joaquintal in Kalifornien. Zufällig wissen wir gerade von diesem Distrikt mehr als von allen anderen aufblühenden Provinzen; das Land hat nämlich seinen Dichter gehabt. Und innerhalb der Literatur steht Frank Norris als der Entdecker und Dichter des Weizens da.

Er tauchte zeitig in dem Distrikt auf. Nicht unter den ersten; denn man kann ja nicht von einem Schriftsteller verlangen, daß er Eisenbahnarbeiter sei. Er kam, als die Verhältnisse in dem neuen Weizenlande so weit fortgeschritten waren, daß ein Journalist sich betätigen konnte. Anfangs schwärmte er ehrbar für die malerischen Überreste der sterbenden spanischen Kultur und bemühte sich, der total flachen Prärie eine abgrundtiefe Mystik zu entlocken. Er besäte den Nachthimmel mit den Bruchstücken der Lektüre eines jeden jungen Mannes und klagte, daß er nicht ver-

zehrt genug sei, die schönen Visionen zu ernten. Er räumt selbst seine Gebrechlichkeiten ein, denn in dem mächtigen Buche, das er geschrieben hat, The Octopus, findet man nicht allein den Stoff des Buches, sondern auch die Entwicklung des Verfassers, während er sich den Stoff aneignete. Das, was ist — der Ackerbau, die Eisenbahnen und der Kurs, kurz gesagt, der ewige Weizen —, macht keinen Eindruck auf das verlesene Gemüt des jungen Mannes, obgleich er sozusagen im Mittelpunkt eines wogenden Weizenfeldes wohnt. Das ist ihm zu alltäglich, zu irdisch, zu gewöhnlich. Gebt ihm Homer. Um Helden möchte er bitten! Diese Tagelöhner, Dreschmaschinen und reitenden oder telephonierenden Händler mit ihrer demütigen Abhängigkeit vom Regen und von der Konjunktur des Kornmarktes sind ihm zuwider. Er sucht eine große Seele, einen Riesen der Vergangenheit ... Kurz: Norris war auch jung, bevor er reif wurde.

Da ereignete es sich im San Joaquin Valley und in The Octopus, daß Krieg zwischen der Eisenbahn und den Farmern ausbricht! Es geschieht etwas, und Frank Norris wird vom Träumer und outsider zum teilnehmenden Menschen. Fort ist seine exzentrische Vorliebe für Halbmenschen und deren Wesen, er steht plötzlich gewaffnet mitten in Amerika, sehend und wild wie alle anderen gemeinen Nahrungserwerber, die Brot schaffen und essen. Er hat etwas, wofür er kämpfen, schreiben und sterben will.

Das Ereignis, das eingetreten war, bestand darin, daß die Eisenbahn, The Octopus, der Polyp, den Farmern das Anrecht auf ihren Grund und Boden streitig machte! Man kann sich keinen Konflikt denken, der mehr auf den Ursprung der Dinge zurückgriffe als dieser. Es wird immer eine Frage bleiben, welche Macht der anderen ihre Existenz verdankt. Sie bedingen sich nämlich gegenseitig. Aber im San Joaquintal versuchte die Eisenbahn die Sachlage so zu verschieben, daß sie sich das Eigentumsrecht an dem Boden anmaßte, und zwar nicht, wie er war, als er den Farmern überlassen wurde, sondern, wie er sich nach zehnjähriger Bebauung entwickelt hatte. „Man" hatte die endgültige Regelung des Kaufes von Jahr zu Jahr verschoben, um jetzt, mit einem nur allzu interessierten juristischen Recht, den Boden zu erhöhtem Wert zu verkaufen, mit anderen Worten, die Farmer um ihre zehnjährige Arbeit zu betrügen. Und da die Farmer sich gegen diese Ausbeutung wehrten, schritt man dazu — die Eisenbahn ist unpersönlich — ihnen ihren Boden ganz zu nehmen. Da aber griffen die Farmer zu dem Recht, das uns von Urbeginn gegeben ist: zum Notwehrrecht, zur Büchse und zum Revolver!

Das weitere aber muß man bei Norris selbst lesen. The Octopus ist so wenig literarisch und in so hohem Grade künstlerisch mächtig, daß man sich das Buch aneignet, ohne die Lektüre desselben

oder den Eindruck des Verfassers mit dem Stoff, der Wirklichkeit, zu verwechseln, die ihm zugrunde liegt. Hier haben sich das Material, der Mann und das Buch zu einem Ganzen verbunden. Obgleich es ein im höchsten Grade modernes Buch ist, hat es die distanzeblendende Größe der klassischen Werke, die darauf beruht, daß die Zeit das geschriebene Wort mit der ganzen Wirklichkeit beladen hat, die entschwunden ist. In Norris' Buch ist dies nicht dadurch geschehen, daß eine Welt untergegangen ist, damit es leben konnte, sondern die große Dauerhaftigkeit ist in dem Buch, weil der Tod daraus hervorgähnt. Es handelt von Korn und von Menschen, die dafür sterben.

IV

Im Vorhergegangenen habe ich beschrieben, wie der große Ackerbau in Amerika entsteht, indem ich gleichzeitig den Inhalt von Frank Norris': The Octopus wiedergegeben habe. In diesem machtvollen Buch wird die Entstehung des Weizens beschrieben, und wie der Weizen zu einem tragischen Konflikt Veranlassung gibt zwischen den Ackerbauern, die ihn hervorgebracht haben, und der Eisenbahn, die ihn verfrachtet und zu Ware macht.

Wenn der Weizen aber „ins Rollen“ gekommen ist, tritt er in den Handel und zeigt sich auf dem

Weltschauplatze, auf der Börse von Chikago; und hiervon handelt Norris' zweites Meisterbuch The Pit.

Die amerikanische Literatur handelt nicht von sich selbst. Bücher sind dazu da, um auf den Reichtum des täglichen Lebens aufmerksam zu machen, auf die Mannigfaltigkeit und den ganzen unerschöpflichen Urwert; und wenn sie das tun, sind sie selbst das Dasein, das wert ist, erlebt zu werden.

Niemand, der The Octopus gelesen hat, wird den schrecklichen Unglückstag vergessen, an dem die Farmer auf ihrem eigenen Boden, den sie, bis an die Zähne bewaffnet, verteidigen, getötet werden; es ist, als ob man Harran, Annixter und Ostermann selbst gekannt hätte. Die Schilderung bleibt in unserer Erinnerung haften wie der Eindruck an etwas wirklich Geschehenes. Solch ein großer Dichter ist Norris! Aber für den, der sich selbst ein wenig mit produktiven Fähigkeiten beschäftigt und insofern Kenner ist, liegt das unvergeßlichste Erlebnis in der Verstandesweite und der unendlichen Liebe, mit der Norris in The Octopus einfache Leute aus dem Volk in die ewige Größe der Poesie emporhebt. Er hat mit der Klugheit eines Gottes das flammende Bad der Tragödie bereitet, aus dem die Kleinen als Menschen hervorsteigen. Sie fangen in der Erzählung alle als platte und gewöhnliche Alltagsmenschen an, aber sie enden als Ehrenmänner, die man nie

vergißt, weil sie für ihre Sache sterben. Und dort, wo die Leichen hingestreckt liegen, Freund neben Feind, da hört jeder mörderische Haß und jedes Rachegefühl auf; es bleibt nichts anderes nach, als daß sie alle tot sind, und daß wir nun weinen müssen.

So wächst es aus The Octopus empor. So sprudeln die Quellen. Es ist die Sonnenwärme selbst, es ist der elementare Stoff, der demselben Gesetz folgt, ob nun Korn reift und Nahrung spendet, oder ob Menschen lieben und sterben.

Nur der, der der Fruchtbarkeit der Erde entgegentritt, wird bestraft, an dem rächt sich die Erde. Wenn er auch von derselben ursprünglichen Sonnenwärme getrieben wird, er muß vergehen, der Blitz wird ihn treffen! Die Natur ist die Größte. Hiervon handelt The Pit.

Ein Finanzmann in Chikago, Jadwin, sieht eine Öffnung im Weizenmarkt, die ihm den Plan zu einem Corner gibt. Das heißt, er sieht die Möglichkeit, durch verborgene Operationen mit seinem Kapital die ganze Weizenproduktion des Jahres in seiner Hand zu sammeln, so daß er den Weltpreis diktieren kann. Der Natur der Ware zufolge ist dies ein Unternehmen, dessen Wirkung sich in der ganzen zivilisierten Welt geltend macht, nicht allein im Handel, sondern überall, wo Brot gegessen wird. Wenn Jadwin die Weizenausfuhr nach Europa verhindert, hungert das Proletariat in Italien. Ein Druck seiner Hand auf die Börse macht sich nicht allein in Form von Zeitungs-

artikeln in der ganzen Welt geltend, sondern jeder Mensch spürt ihn wie eine beängstigende Berührung seiner Halspulsader: kann er sich Brot kaufen? Dies ist in einem schrecklichen Grade Wirklichkeit. Ein Corner in Lebensmitteln ist von größerer praktischer Bedeutung als die Thronreden der europäischen Monarchen.

Die Finanzsperre glückt Jadwin zu Anfang, dank seiner glänzenden Begabung und seiner blutigen Härte. Während er aber eine cäsarenhafte Energie entfaltet und eine dementsprechende, ganz natürliche Herrschergabe, mit der er sich eine solche Kleinigkeit wie die Weltbörse unterwirft, verliert er sein Privatleben aus den Augen. Norris zeigt mit viel Feinheit, wie jeder Schritt, den er auf dem Schlachtfelde der Spekulation vorwärts macht, ihn mehr und mehr von seiner jungen, verfeinerten Frau entfernt. Sie liebt die Musik und die Kunst.. und es verkehrt ein Schwärmer bei ihnen, ein schwärmerisches Individuum mit schönen Redensarten auf den Lippen. Sie spielen zusammen Orgel, während Jadwin damit beschäftigt ist, Börsenmatadoren die Gelbsucht anzuärgern. Jadwin steht im Begriff, die Welt zu gewinnen, aber in dem Augenblick, wo er sich die Eisenkrone aufs Haupt setzen wird, wird seine verzogene, seidenrauschende Frau mit einem Schauspieler durchgehen. Aber die Natur ist barmherzig und zerschmettert Jadwin, legt ihn wieder an ihre Brust und gibt ihm die Tränen und den Anfang zurück.

Es glückt ihm wirklich, allen Weizen in seiner Hand zu vereinigen. Und nun will er ihn teuer verkaufen, teurer, als man es je erlebt hat. Da sprengt eine einzige neue Weizenernte die Sperre! Bei den wahnsinnig steigenden Preisen hat jeder Mensch in Amerika, der über ein Stück Land verfügt, Weizen gesät. Und jetzt ist er reif, Millionen von Bushels werden plötzlich auf den Markt geworfen. Ein Fallen des Preises ist unvermeidlich, und Jadwin steht mit seinen Millionen von Bushels da und kann nicht einmal zu dem Preise verkaufen, zu dem er eingekauft hat! Es ist der Strudel, in dem er ertrinkt, es ist The Pit. Mit Norris Worten:

„Es ist der Weizen, der Weizen. Er rührte sich von neuem. Von den Gutshöfen in Illinois und Jowa, von den Landsitzen in Kansas und Nebraska, von allen Strecken des westlichen Amerikas erhob sich der Weizen wie die Wogen einer Flut. Er schwoll und schritt vorwärts in seiner Allmacht wie der leibliche Bruder des Erdbebens, wie der Zwillingsbruder des Vulkanes, wie ein Verwandter des Wirbelsturmes, er erhob sich wie eine unermeßliche Weltmacht, wie eine ungeheure Woge, der Ernährer der Nationen!"

Und diese gewaltige Naturmacht, das Element selbst, schlägt Jadwin das Kaiserschwert aus der Hand — gibt ihm dafür aber die wahre Frucht des Lebens zurück, die Liebe einer Frau. Denn das Weib ist selbst die große Natur!

Das Riesenwerk: Das Epos des Weizens war von Norris als eine Trilogie geplant, aber der letzte Band, der von den Verheerungen des Weizens, von Hungersnot und sozialem Elend in Europa handeln sollte, wurde nie geschrieben. Norris starb, bevor er seinen Plan ausführen konnte.

V

An dem Tage, als ich im Herbst 1902 in San Franzisko an Land ging, waren die Zeitungen voll langer Artikel über einen jungen kalifornischen Schriftsteller, der gerade am Tage vorher gestorben war. Auf den Bildern sah man einen jungen Mann mit schmalem Kopf, energischem Untergesicht und klugen, warmen Augen. Es war Frank Norris. Ich hatte seinen Namen noch nie gehört. Alle Zeitungen waren sich darüber einig, seinen Tod als eine der sinnlosen Launen der Natur zu beklagen, an denen der Erdbebenstaat so reich ist. Genug, er war gestorben, an Blinddarmentzündung oder dergleichen. Später, als ich seine Werke kennen gelernt hatte, hätte ich blutige Tränen weinen mögen, daß eine Seele von so mächtiger Kraft und Güte nicht mehr ist.

Hier ist kein Platz, um der Entwicklung in Norris' Werken ausführlich nachzuforschen. Daß eine da ist, davon kann man sich leicht überzeugen; das künstlerische Wachstum in seiner Produktion erinnert an das Schneckenhaus, das

im kleinen beginnt und zu ungeheuren Windungen anschwillt, aber immer nach demselben Plan. Zwei seiner Jugendbücher, Blix und Mc Teague, zeigen ihn schmächtig und unfertig, indem er sich gleichzeitig mit seinem Stoff und seiner Methode herumschlägt, aber schon sind alle Elemente vorhanden, aus denen er später als voll entfaltetes Talent sein Hauptwerk formt. In Blix, einer deutlich erkennbaren autobiographischen Studie, wird man in das Bewußtseinsleben eines anspruchslosen jungen Mannes eingeführt, der noch von dem Horizont San Franziskos eingeschlossen ist, in dem es aber nach Befreiung stürmt. In diesem jugendlich schwärmerischen und komisch richtungslosen Buch findet man die Anlage zu der später so hochkultivierten Betrachtung des Weibes, die Octopus und The Pit auszeichnen. Blix, ein junges kalifornisches Mädchen, ist mit derselben verliebten Sorgfalt und keuschen Stärke gestaltet, wie Hilma Tree in The Octopus und Laura Dearborn in The Pit, ohne jedoch die monumentale Größe dieser beiden Gestalten zu besitzen. Niemand versteht es wie Norris, die Frau zu schildern. Es gibt keine bestrickendere, in aller Stille wunderbarere Liebesgeschichte als die, die sich zwischen Annixter und Hilma Tree abspielt. Alle wilden und feinen, alle bewahrenden Kräfte werden bei der Begegnung dieser beiden ausgelöst. Es ist, als ob sie die Landschaft hervorbrächten, wo sie sich durch ihre Wärme finden; man sieht

sie allein auf Erden stehen. Hier ist Norris so groß, weil er der Erste ist, hier hat er nichts gelernt, sondern es ist das Allerursprünglichste in seinem Wesen, das ihn zu einem Bewunderer des Weibes, der Fruchtbarkeit und der Erde gemacht hat.

In Mc Teague begegnet uns mehr von Norris Methode als von seinem Wesen. Hier finden wir das, was er gelernt hat: Zola, den Naturalismus, das Milieu. Und doch hat der große, schwerfällige Proletarier und Zahnarzt Mc Teague Züge aufzuweisen, die auf Norris spätere tiefe Menschenschilderung hindeuten. Er hat bereits hier die Schrecken geahnt, die in der menschlichen Natur verborgen liegen, und denen so leicht ein Weg geöffnet wird.

Außer diesen Anfangsbüchern und einigen kleineren Erzählungen, die alle mit Norris' überlegener Mischung von Wärme und bissigem Humor gestaltet sind, hat er einen extra schauerlichen Nordpolroman und die festliche Seeräubergeschichte Moran geschrieben. Hier knistert er wie eine Katze im Dunkeln von Abenteuerlust und gieriger Mordstimmung, hier schwelgt er in grenzenloser Sehnsucht, in Schandtaten auf dem Meere und in echter, riesenhafter Liebe. Es ist indessen kein gewöhnlicher Hintertreppenroman, obgleich er alle dazugehörigen Ingredienzen hat; denn er ist von einem Manne mit reinen Instinkten und einem hochentwickelten Sinn für Stilschönheit geschrieben. Und noch mehr kann man daraus lesen: Moran besitzt alle Stimmungen, die sich

eines jungen Mannes bemächtigen, der sich vom Übergang einer geistig ästhetischen Anschauung des Daseins, zum Begehren des Daseins selbst befindet. Und darum findet man auch in Moran Vorstudien zu Norris späterem großen Werk: Das Epos des Weizens.

Frank Norris ist der einzige amerikanische Schriftsteller, von denen die ich kenne, der nicht nur den Versuch gemacht hat, die Kultur seines eigenen Landes mit allen Voraussetzungen und Entfaltungen zu umspannen, sondern der sich auch, durch Aneignungen von außen, abzuschleifen versucht hat. Bei keinem anderen amerikanischen Schriftsteller, wohlgemerkt, unter den modernen, habe ich europäische Einwirkung verspürt. Norris hat sich das Beste von Zola angeeignet, die Vorurteilslosigkeit und die Größe in der Anlage. Was aber das Wichtigste ist, die Berührung mit europäischer Lebensanschauung, hat Norris gleichsam den Punkt gegeben, von dem er Abstand nimmt, hat ihm geholfen, den Inbegriff von Tradition auszuformen, gegen den er sich in seinen reifen Werken wendet.

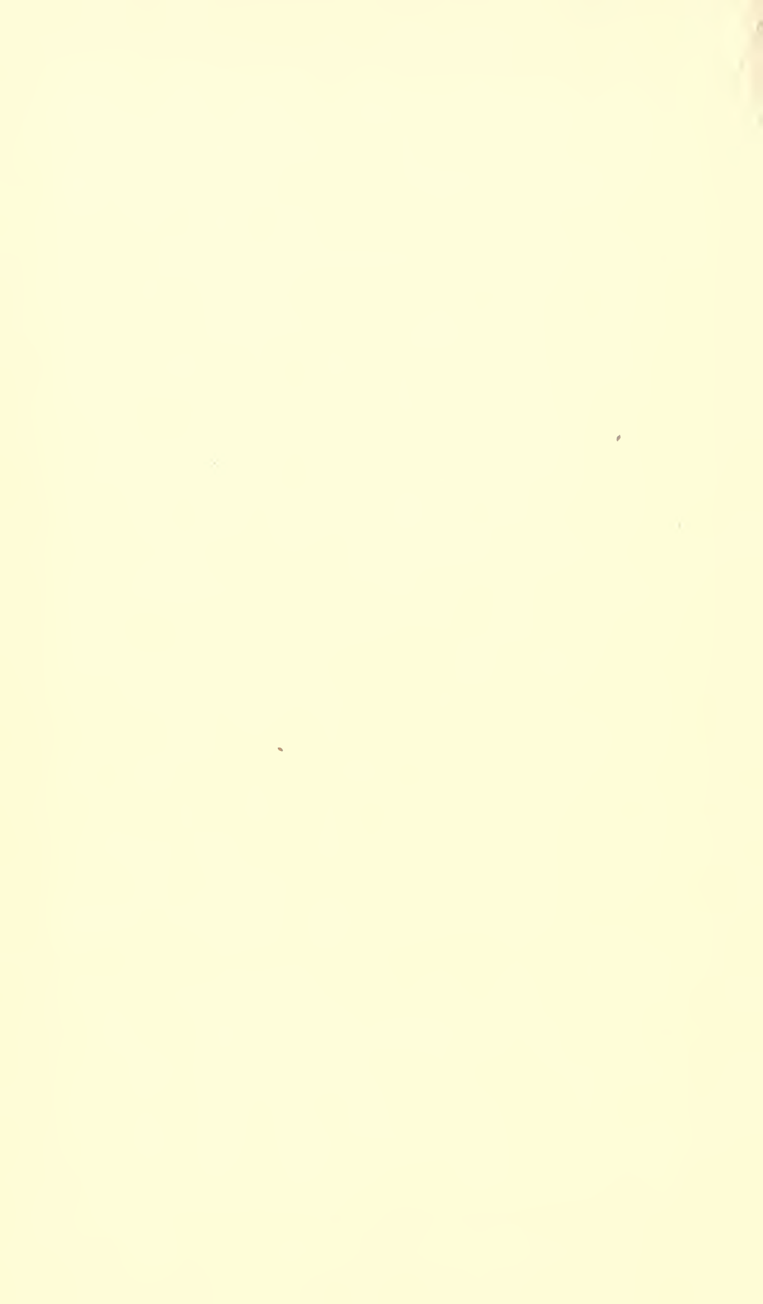
Und darin hat Norris es so weit gebracht, daß er außer sich selbst und seine Zeit auch die Geschichte seines Landes abgespiegelt hat.

Denn darin liegt gerade die Bedeutung der amerikanischen Kultur für die Weltgeschichte, daß sie mit ihrer Vergangenheit gebrochen hat, sie führt das Dasein in neuen Spuren vorwärts.

Jeder Fortschritt, jede volkstümliche Freimachung findet sozusagen in den von Philosophie und „Geschichte“ unbewachten Epochen statt. Die mutmaßliche Notwendigkeit, daß das Leben sich dem anzupassen hat, was eine zusammengeschriebene Minderzahl über sie zu sagen hat, gilt nicht in Amerika. Der kategorische Imperativ, der einem stillen, häuslichen Leben seinen Ursprung verdankt, erstreckt seine Wirkungen nicht bis jenseits des Ozeans. Während mehrerer Jahrhunderte war es ganz gleichgültig, was einige fortgelaufene Starrköpfe und stumme Gelehrte sich drüben in „Amerika“, wohin man seine verlorenen Söhne schickte, vornahmen. Daß die unbeachtete und ganz seelenlose Armenkultur der neuen Welt einst so stark heranwachsen würde und vor allen Dingen so frei von Schulstunden und so jauchzend lebensfroh, daß sie die alte examinierte Welt ganz in den Schatten stellen würde, fiel den damaligen kurzsichtigen Systematikern gar nicht ein. Und das tut es noch heute nicht. Man lebt noch heutigestags in dem seligen Glauben, daß das einzige, was Berge zu versetzen imstande ist, die Bücher sind, die eine möglichst geringe Anzahl liest.

Inzwischen unternimmt man in Amerika in seiner Unwissenheit eine Reihe praktischer Bagatellen.

Und für diejenigen, die nicht selbst hinüberreisen und an der Arbeit teilnehmen oder sie sehen können, sind Frank Norris' Werke da.



THEODORE ROOSEVELT



I

Wenn man eine treffende Vorstellung von der modernen Zivilisation geben will, wie sie sich augenblicklich wohl am stärksten und rauschendsten in Amerika bemerkbar macht, mag sie in Europa auch tiefgehender sein, so kann man den Nagel nicht besser auf den Kopf treffen, als durch eine Charakteristik des Präsidenten Roosevelt. Und um ihm, als einem hochentwickelten Kulturtypus, den richtigen Hintergrund zu geben, will ich eine Beschreibung des niedrigststehenden Amerikaners vorausschicken, des elendesten Wilden der Welt, des Feuerländers.

Wenn man sich vorstellt, daß man in einem der Jahrhunderte nach der Eiszeit, als das Steinaltervolk auf den Moränen längs der rauhen Küsten hauste, mit einem Schiff den Christianiafjord hinaufführe, würde man zur Nachtzeit die Feuer ihrer Lagerstätten am Strande, aus den Waldöffnungen in den Buchten und oben auf den Berghöhen erkennen, ebenso wie Magalaens im Jahre 1520 das Feuer von den Lagerstätten der Eingeborenen auf den Felseninseln südlich vom amerikanischen Festlande sah, und die Insel danach benannte. Diese Wilden, die Feuerländer oder Pescheräer, stehen noch heute auf derselben Entwicklungsstufe wie unsere Vorfahren im Steinalter, möglicherweise sogar noch tiefer; sie sind wie ein

Stamm, der von der Zeit verlassen und auf einer entlegenen Insel, fern von der Welt vergessen ist.

Das Klima des Feuerlandes kommt dem nordischen gleich; durchschnittlich ist es kälter, die Kälte aber ist gleichmäßiger über das ganze Jahr verteilt. Es weht und regnet fast unausgesetzt, die hohen, waldbewachsenen Felseninseln liegen gewöhnlich in sauren Nebeln eingehüllt, in die der Sturm hin und wieder ein Loch reißt, so daß die düstere, immer nasse Landschaft sichtbar wird. So sah Darwin das Land bei seiner Reise um die Welt mit Beagle. Und in diesem Hundewetter leben Menschen, die fast unbekleidet sind.

Das Leben des Feuerländers ist wie eine andauernde Angst. Er erwacht des Morgens bei dem verglimmenden Feuer unter einem Halbdach oder einer Art Schirm von Zweigen, die er gegen das Wetter der Nacht errichtet hat, erwacht durchkältet und sich selbst fast unkenntlich nach den drohenden Träumen der Nacht, die seine wilde Einbildungskraft ihm vorgespiegelt hat, und kaum hat er sich den Schlaf aus den Augen gerieben und die Erinnerungen an die Schrecken verjagt, die ihm im Traum über dem Kopf hingen, so schlägt auch schon die älteste aller Sorgen die Augen in seinem Gemüt auf, der Hunger, den der Schlaf erneut hat, die Sorge um die Erhaltung des Körpers. Es hängt vom Zufall ab, von den Launen blinder, formloser Mächte, ob er sich die Nahrung verschaffen kann, mit der er sich und sein Weib

und seine Kinder während der nächsten vierundzwanzig Stunden sättigen muß. Der Regen weckt ihn, sein ruheloser Tag beginnt.

Wenn der Feuerländer Küstenbewohner ist, holt er sich den größten Teil seiner Nahrung vom Strande, obgleich er auch auf die Jagd geht, wie die anderen Stämme, die in den Wäldern umherstreifen. Das Land hat übrigens nicht viele wilde Tiere, keine mächtigen Vorzeittiere wie das Mammut oder den Urochsen, auf die unsere Vorfahren in der Periode nach der Eiszeit Jagd machten; es lebt dort nur ein größeres Tier von Bedeutung, das Guanako, das wilde Lama, das den Feuerländer mit Fleisch versorgt und dessen rauhes Fell seine einzige Bekleidung ist. Außer dem wilden Lama jagt er Ottern und Seehunde und andere kleinere Tiere. Außerdem ißt er Beeren, Wurzeln und Pilze. Da aber die Lebensweise des Küstenbewohners der des Steinaltervolkes am meisten gleicht, soll ein Tag desselben hier ausführlicher geschildert werden.

Die erste und letzte und ewige Nummer auf seinem Speisezettel besteht aus Muscheln vom Strande. Deswegen bildet er an den verschiedenen Orten, zu denen er bei seinem Umherstreifen regelmäßig zurückkehrt, Muschelhaufen oder Kökkenmöddinge, wie unsere Steinaltervorfahren. Sobald der Feuerländer sich also den Schlaf aus den Augen gerieben hat und die Kneifzange des Hungers in seinem Magen spürt, rüttelt er das Weib aus

dem Schlaf und befiehlt ihr etwas in der Pescheräersprache, die nach Schilderungen von Naturforschern wie die Variationen eines intelligenten Hustens klingt, und mit ihr zusammen erwachen die Kinder, die gleich etwas zu knappern verlangen und ihre Forderung mit kräftigem Weinen unterstützen, eine natürliche Äußerung für Kinder, die auch der Jetztzeit nicht unbekannt ist; Kinder sind und bleiben kleine Steinalterwesen mit Feuersteinen in der Hand und einem gierigen Griff in das Haar ihrer Mutter. — Aufgewacht und vorwärts; Mutter Pescherä versammelt die Schar um sich und begibt sich mit ihrem geflochtenen Korb zum Wasser, um die Morgenmuscheln zu suchen. Sie ist ein Wesen „mit ehemaliger Schönheit in den jetzt verheerten Zügen", wie es mit einer uralten Wendung heißt; aber sie ist streng, kneift hier einen ihrer Sprößlinge, versetzt dort einem eine Ohrfeige und patscht mit Wasserverachtung durch den eisigen Strand. Es weht ein bitterlich kalter Wind, und der Regen peitscht wie eine kalte Rute, Mutter Pescherä dreht mit einem energischen Griff ihr Otternfell nach der Seite, woher der Wind kommt, und die Kinder folgen ihrem Beispiel, schieben ebenfalls ihre Felle von Otternjungen nach dem Winde, und dann waten sie tapfer hinaus. Mutter Pescherä wühlt den Sand mit einem Stock auf, der an seinem unteren Ende durch Feuer gehärtet ist, und alle Kinder machen es ihr nach, ein jedes mit seinem größeren oder kleineren Stock, der sorg-

fältig am Feuer abgebrannt ist; sie fangen aber nichts, tun es der Mutter nur nach. Inzwischen sehen sie alle mit Ehrfurcht, daß der Vater, die unantastbare Gottheit, zu arbeiten geruht; er wünscht heute nicht über das Wohl des Reiches nachzusinnen, sondern er will fischen, sie sehen ihn das Boot aus Baumrinde, das Werk seiner geschickten Hände, aufs Wasser hinausschieben und seine wunderbaren Gerätschaften (die keines der Kinder anfassen darf) in stand setzen. Er ist wahrscheinlich nach dem Faulenzertum vieler Tage, während der das Weib ihm Nahrung schaffte, fanglustig geworden; das Genie rührt sich in ihm, es gelüstet ihn wie ein Gott mit den Tieren des Meeres zu spielen. Praktisch gesprochen bedeutet es, daß man heute auf Hering zum Mittagessen hoffen darf. Ein Sonnenstreifen bricht durch die Sturmwolken und zeichnet Brücken auf den Regen — seht, da kämpft Vater Pescherä mit den Wassern, wie ein homerischer Held, dessen Herz nach Großtaten lechzt — und während er wenige hundert Schritte vom Lande entfernt seine Knochenhaken auswirft, durchpflügt die Familie getreulich den Sandboden und begrüßt jede neue Muschel, die gefunden wird, mit Siegesrufen, die wie Hundegebell klingen. Jetzt ist alles wieder schön und gut — es lebe das Feuerland! Der Fang des Tages wird dann entweder roh verzehrt, wie er aus dem Salzwasser kommt, oder auf glühenden Steinen am Feuer geröstet. Wenn reichlich Nahrung dagewesen ist,

erscheint etwas wie ein sattes Lächeln auf den stumpfen, vergrämten Gesichtern, die Kinder wagen sich aus dem Schutz des Hauses heraus und beginnen voll Eifer irgendein Tier zu quälen, der schönste Zeitvertreib aller Kinder; Mutter Pescherä behängt sich mit ihrem Staat, einem Perlenkranz von Muschelschalen und Zähnen, und der Herr der Familie zieht als ein Festzeichen einen schwarz-weißen Streifen über sein Gesicht; worauf die allgemeine erweiterte Gemütsstimmung dazu führt, daß man das Lager abbricht und in der nie versagenden Hoffnung weiterzieht, einst ein glücklichereres Land zu finden, in dem man wohnen kann, eine Hoffnung, die die ganze Bevölkerung der Erde wie mit einer Geißel vom Urzustand zur Kultur emporgetrieben hat. Für den Feuerländer aber wird diese Hoffnung nie zu etwas anderem, als daß er sich nach einer Tagesreise hungrig auf einer ähnlichen Stelle, wie die, die er verlassen hat und wo er bereits früher gewesen ist, niederläßt. Hier fügt er dann eine neue Schicht zu dem bereits vorhandenen Muschelhaufen, und das ist sein Leben.

Am schlimmsten ist die Nacht für den Wilden, die Nacht und der Wald, weil sie von den bösen Geistern erfüllt sind, die das Wetter und die Tierseele des Pescheräers gemeinsam erschaffen haben. Der Wind ist ein böser und bissiger Geist, den man nicht sehen kann, mit dem man aber kämpfen muß und der immer gegenwärtig ist; der Frost ist ein

stilles Wesen, das in der Luft hängt und den Schlafenden tötet, jedes Knarren in einem Baum während der Nacht ist das Geräusch eines bösen Wesens, das die Zähne wetzt und dem zitternden Pescheräer mitsamt Frau und Kindern auflauert, um sie zu verzehren. Wahrlich, die Götter des Feuerlandes scheinen Geschmack an herben Dingen zu haben, denn der Pescheräer, der keine Nerven in der Haut hat, stinkt wie alter Käse und schwitzt nach all der rohen Nahrung, die in seinen Därmen gärt, Galle aus; trotzdem glaubt der Pescheräer, daß eine ganze Welt von unsichtbaren Geistern ihn als Nahrung begehrt. Das Gewitter brüllt von den Bergen vor ungeheurem Verlangen, ihn zu fressen, der Blitz streckt seinen knisternden Arm nach seinen Gliedern aus, sogar die Dunkelheit verdaut ihn, indem sie wie ein Abgrundsbauch Wahnsinn absondert. Gegen alle diese gähnenden Mächte gibt es nur ein Hilfsmittel, einen einzigen Schutz, um das elende Leben zu retten: das Feuer. Darum ist das Feuer anders wie alle anderen Dinge, der Pescheräer liebt es, starrt ziellos wie ein Hund in die Flammen, während seine Seele von tiefem Dankgefühl schwillt. Durch diese Liebe zum Feuer ist in der übrigen Welt jede Kultur, jedes geistige Leben entstanden. Der Pescheräer aber bringt es nicht weiter als sich körperlich daran zu erwärmen; der Keim seiner Seele bleibt verschlossen.

Deshalb hat der Pescheräer keine Hoffnung, keine

Freude. Kommt das Glück einmal handgreiflich zu ihm, so ist es in Gestalt eines großen, unerwarteten Freßgelages, indem zum Beispiel ein toter Wal an den Strand getrieben wird. Dann stürzt er sich mit Weib und Kind kopfüber in den hingestreckten Leichnam, schwimmt in Speck, frißt sich in das Tier hinein, bis man nur noch seine Beine sieht, kampiert mitten in der Fleischspeise, jubelt vor Größenwahn... und andere aus dem Stamme kommen hinzu, gehen in dem Wal an Bord, wo sie fressen, bis sie Halluzinationen und schweflige Aufstöße bekommen und schließlich schrecklichen Alpdrücken verfallen. Mehrere Religionen berichten dunkel davon, daß gewisse Personen von einem Walfisch „verschluckt" wurden und erst nach vierzehn Tagen wieder zum Vorschein kamen. Man sieht also, daß gar zu große Skepsis religiösen Überlieferungen gegenüber unberechtigt ist; es ist immer ein Körnchen Wahrheit daran.

Der Feuerländer ist für jegliche Zivilisation unzugänglich. Die Entwicklungsmöglichkeit in ihm ist erloschen. Nur die Abgelegenheit des Landes schützt die Bevölkerung, die wenige Tausende zählt, vor dem Untergang, dem alle niedrigstehenden Völkerschaften bei der Berührung mit Kulturvölkern so schnell entgegengehen. Darum ist Aussicht vorhanden, daß das Steinalter, wie wir selbst es in unserer Vorzeit erlebt haben, noch lange wie ein jahrtausendalter Rest mitten im Zeitalter der Elektrizität zu finden sein wird.

An demselben Tage, in demselben Sonnenjahr, in dem der Pescheräer unter offenem Himmel an seinem Feuer brütet und seine Schaltiere backt, sitzt Theodore Roosevelt an seinem Pult in dem Weißen Haus in Washington und leitet Amerikas Staatsgeschäfte. Der erste Mann in einem Staat — ein Begriff, den der Feuerländer nicht einmal kennt.

Präsident Roosevelt kann als der Durchschnittstypus eines modernen Menschen gelten. Der oberste Mann in einer Demokratie zeichnet sich nur durch seine umfassende Tüchtigkeit aus, sonst ist er einer von den vielen. Roosevelt ist ein Amerikaner. Länger ist sein Titel nicht. Das Gehirn dieses einen Mannes bildet den Mittelpunkt für annähernd hundert Millionen Menschen.

Fünfundsechzig private Telegraph- und Telephonleitungen — der abgerichtete Blitz — strahlen von dem Weißen Hause in alle vier Weltrichtungen. In der Mitte sitzt Theodore Roosevelt. Er bekommt Tausende von Briefen täglich. Mit ihm als Zentrum fungiert die ganze ungeheure Maschine, deren Bestimmung schließlich in nichts anderem besteht, als dafür zu sorgen, daß jeder Mann in Amerika Nahrung hat, Feuer im Ofen, Tabak und eine Zeitung, und daß ihm alles dies so lange wie möglich gesichert bleibt.

Theodore Roosevelt steht zeitig auf, nach einer Nacht ohne Schreckbilder; er ist ein klarer Kopf, immer gegenwärtig, bewußt, wie ein wolkenloser

Tag, wenn er wach ist; Träume hat er also nicht. Sein Körper ist fast bis zur Feuerfestigkeit trainiert, teils durch die Vererbung vieler, abgehärteter Vorfahren, teils durch persönliche Vorliebe für körperliche Übungen; er kennt keine Krankheiten und wird eines Tages ohne Lärm sterben. Solch ein Mann schläft gut. Und wenn er aufgestanden ist, verlangt er nach Arbeit.

Nur um den Gegensatz zu dem unzivilisierten Menschen festzuhalten, sollen hier einige Züge aus dem täglichen Leben eines Kulturmenschen angedeutet werden, die Höhe und Tiefe dessen, worin er steht; wir kennen ja alles selbst. Morgens springen wir aus dem Bett und stürzen uns gleich in ein künstliches Regenwetter; auf alle Fälle waschen wir uns; etwas Nasses müssen wir auf unserer Haut fühlen, und darauf würde der Feuerländer sich nie einlassen; ihm würde es näherliegen, sich noch mit einer Schmutzschicht mehr zu bedecken. Zur Wäsche brauchen wir Seife, einen Artikel, der eine ganze technische Perspektive eröffnet, von seiner Entstehung, bis er durch den Handel zu uns gelangt. Dann putzen wir uns die Zähne. Was, geben wir uns nicht den Anschein eine kleine Bürste zu essen, die wir dann wieder ausspucken? Komische Menschen! Darauf kämmen wir uns mit einem Kamm. Womit? Mit einem Ding, das einem gefährlichen Gewürm gleichen mag, mit vielen Beinen, oder ein über und über gezähntes Tier. Es riecht sehr verdächtig nach Schwefel und Pech,

nach dem ganzen Untergang von Gomorrha, und wir führen es mit Eifer mehrere Male durch unser Haar. Das ist ein Kamm. Dabei summen wir einen Refrain — unzivilisiert, aber wir tun es. Wir betrachten uns im Spiegel... Glas mit Quecksilber und Zinn auf der einen Seite, ein Rätsel und ein Wunderwerk. Glas, was ist denn das? Das ist unsere hohe Kultur, die so vollkommen ist, das wir geradeswegs durch sie hindurchsehen. Das ist nämlich der Zweck, Glas ist ebenfalls dazu da. Glas allein, wird nur von Kennern und Verrückten betrachtet. Quecksilber... ein Metall, das bei gewöhnlicher Temperatur flüssig ist, ein Stammbegriff, der uns in rascher Reihenfolge die Hauptpunkte der Chemie und Physik ins Gedächtnis zurückruft — die Zustandsformen, die Wärmelehre, die Grundstoffe, der Zinnober, das Barometer (sieht man nicht seine Schulbücher vor sich, seine Lehrer, erinnert man sich nicht des großen Augenblickes, als man das Geheimnis von Torricellis Raum erfaßte?). Wenn man sich angekleidet hat, und unsere Kleidungsstücke, Stiefel, Knöpfe (ich bin einmal der Entwicklung eines Knopfes in einer Fabrik in Düsseldorf gefolgt, und das war ein ganzes Epos) also unsere Kleidungsstücke erzählen auf ihre Weise die Geschichte der Menschheit — dann nimmt man den Morgenkaffee ein. Die Tasse ist ein ganzes Wunder von Technik und Kunst; rauchende Fabriken, eine unübersehbare Industrie taucht hinter ihr auf; der Kaffee ist auf Dampf-

schiffen aus Arabien gekommen und hat unterwegs Schwankungen auf den Börsen veranlaßt; der Rahm: eine ganze Erzählung von der Landwirtschaft! — der Zucker: die Plantagen in Westindien; das Weißbrot: der Ackerbau in Südrußland oder in Amerika! und hierzu die Zeitung!

Und alles dies sind nur die elementarsten Dinge, die in Präsident Roosevelts Gemüt keine Spur von Sinneseindruck hinterlassen, während er hindurcheilt, um sich zum Empfang seiner Sekretäre zu bereiten. Und das wäre auch nicht gut; die Zivilisation besteht nicht allein im Aneignen, sondern eher im Vergessen. Erst auf der Unterlage der genial ausgedachten Erleichterungen des täglichen Lebens ruht die obere Schicht der Kultur, der ungeheuer zusammengesetzte Organismus des Staates. Man verlangt nicht von einem Durchschnittsmenschen, einem Präsidenten, daß er zu gleicher Zeit auf dem Grunde und auf dem Gipfel der Dinge steht; er soll sich nur die Summe unseres Könnens und Wissens angeeignet haben, er soll wie ein Ausdruck für das Wesentlichste dastehen. Darum ist Roosevelt durch seine Erziehung und Karriere auch nicht zu einem Spezialisten geworden, sondern zu einem Kenner auf allgemeinen Gebieten. Er eignete sich die Eigenschaften und Fertigkeiten aller Stände, eine jede Art schlichten Wissens, auf seiner Bahn durch das öffentliche Leben in Amerika an. Keine seiner Beschäftigungen war Laune, er ist infolge seiner Natur

Rechtskundiger, Historiker, Polizei- und Postmeister, Marineoffizier, Stratege zu Lande und gemeiner Soldat, Staatsmann, Jäger und Cowboy, Schriftsteller und Vater prächtiger Kinder, alles in allem ein Mann.

Um einen umfassenden Begriff von der Arbeit des Präsidenten zu erhalten, muß man sehen, wie er reist. Der Zug, der ihn mit der Schnelligkeit des Sturmes durch Amerika führt, ist ein großes, rollendes Kontor, mit einem Stab von Stenographen, Assistenten, Sekretären und Boten. Eine Küche ist im Zuge, ein Speisesaal, eine Bibliothek, Betten und alle Bequemlichkeiten. Bei jeder Station wird ein Sack Briefe und Telegramme aus allen Weltgegenden in den Zug geschleppt und wenn er keine Zeit zum Halten hat, wird der Sack durch eine besondere Maschine hineingeschleudert, während der Zug zwanzig Meilen in der Stunde macht. Wenn Leute sich an einer Station versammelt haben, tritt Roosevelt auf die Plattform des Zuges hinaus und hält eine seiner geschätzten Minutenreden, wobei man ihn mit geballten Fäusten, bloßgelegten Zähnen und allen übrigen Kennzeichen einer athletischen Energie photographiert. Seit kurzem ist der Zug des Präsidenten mit einem Funkentelegraphen versehen worden, so daß selbst im Fahren die Verbindung mit der Außenwelt aufrechterhalten werden kann.

Jedes Jahr nimmt der Präsident sich eine zwei-

bis dreiwöchentliche Ferienzeit und begibt sich in die ödesten Gegenden von Amerika, um die Seligkeit zu genießen, auf der nackten Erde zu schlafen, aus einem Blechgefäß zu essen und Wolf und Bär zu jagen. Es ist der Steinaltermensch, der in Amerikas erstem Mann erwacht, es ist Theodore selbst, der sich nach der Erde und dem Anfang sehnt.

Der Schritt von der niedrigsten bis zur höchsten Zivilisation ist nicht größer, als daß ein einziger Mann ihn machen kann.

II

Wenn New York des Morgens erwacht — sehr zeitig —, gibt es sich kund durch eine gewaltige Symphonie im Hafen und auf den beiden Flüssen, die Manhattan einrahmen, ein wahres Höllenkonzert von all den tausend Fähren und Bugsierbooten und Dampfern, die den Verkehr des Tages beginnen. Es ist, als wäre da ein meilengroßer Resonanzboden auf dem Hudson und East River, zwischen den hochgelegenen Riesenstädten Manhattan, Hoboken und Brooklyn; der Laut der Dampfpfeifen klingt wie eine eigenartige mächtige Freiluftmusik, die beste in der Welt.

Wenn diese Morgeninstrumente anstimmen, kann man im Halbschlaf liegen und sich abenteuerliche Vorstellungen bilden von einer Zusammenkunft von Fabeltieren, schwimmenden Meerungeheuern, die mit feurigem Schnaufen die Sonne

begrüßen und sich dann gleich daranmachen, einander zum Kampf herauszufordern. Wilde Dampfpfeifen gellen von den Bugsierbooten, die Fähren tuten melodisch warnend, draußen vom Hafen erklingt der tiefe Baß eines Dampfers, von dem offenen Widerhall des Meeres gefolgt, und man träumt, daß die Schlacht jetzt in vollem Gange sei; jetzt rüstet sich das Meerungeheuer Morgan zum Zweikampf mit Rockefeller, dem Midgardsdrachen, oder es ist die schreckliche Seeschlange Rogers, die Lawson zu packen kriegt, der himmelhoch in seinen Flossen schreit, und um sie herum gleitet der Menschenhai Hearst, und hinter ihnen taucht die giftige Kröte Murphy aus der Wasserfläche auf...

Plötzlich aber erklingt ein allesübertönender Trompetenklang, ein drohendes Kriegsgebrüll, das hoch oben vom Fluß kommt und sich schrecklich schnell nähert, ein kolossales, ununterbrochenes Gewieher, das von den Turmhäusern in Mahattan und von den Wasserstrecken, die sich vor dem Ungeheuer öffnen, zurückgeworfen wird — es ist das Seepferd Teddy, das sich mit Schaumeseile dem Kampfplatz nähert, es ist Präsident Roosevelt!

Es ist wohl noch nie in der Weltgeschichte dagewesen, daß ein Mann, der in so hohem Maße der Ausdruck seiner Nation ist — aus ihrer Mitte herausgegriffen —, noch im ersten Mannesalter stehend, bereits zum Leiter seiner Nation geworden wäre. Kein anderes Land außer Amerika bietet so viele Bedingungen dafür, daß solches geschehen

kann. Aber von allen früheren Präsidenten trug jeder auf seine Weise das Gepräge eines hervorragenden Sonderlings, neben dem allgemeinen oder darüber hinaus: Washington militärisch, Lincoln biblisch, Cleveland kommerziell; und alle standen sie an der Spitze Amerikas mit der ergrauten Gereiftheit, die für die Sicherheit der Staaten bürgte, dafür aber auch der schöpferischen Fähigkeiten entbehrte. Roosevelt besaß alle Eigenschaften des Amerikaners, häufte Glück darauf, endloses Glück und krönte seine Karriere mit Jugend. Weil er so stark war und so tief in amerikanischer Tradition wurzelte, war die Sicherheit der Staaten nie zweifelloser als unter seiner Hand, und weil er mit einem Gemüt ans Ruder kam, das sich noch im Wachstum befand, gab er Amerika die berauschende Losung der Expansion.

Eine Charakteristik Theodore Roosevelts berührt die Geschichte von ganz Amerika und bezeichnet Zug für Zug das heutige, weitentwickelte, tatkräftige, unerschöpfliche Volk zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Sein Geschlecht repräsentiert die große Saga der Einwanderung, steht hochangesehen in der Reihe der vielen tausend zivilisationtragenden Geschlechter, der Pioniere, die sich auf dem Festland verzweigten und von Grund aus jene Ernährungswege schufen, die sie noch heutigentages aufrechterhalten und schützen. Das Geschlecht Roosevelt kam aus Holland; sie waren Holzhauer und Kaufleute, die natür-

lich Obrigkeitspersonen wurden, wo sie sich niederließen. Der Großvater des Präsidenten führte den Dampfschiffsbetrieb auf dem Mississippi ein. Von mütterlicher Seite stammt Roosevelt aus den Südstaaten, damit ihm auch diese Karte in der Hand nicht fehle. Durch Geburt gehörte er der angesehensten und einflußreichsten Gesellschaft in Amerika an, mit Verbindungen nach allen Seiten und mit Wurzeln in allen Parteien, und zu seinen ererbten Regierungsinstinkten, die durch die Freigeborenheit des Patriziers veredelt wurden, fügte er noch ökonomische Unabhängigkeit. Er genoß die allgemeine amerikanische Erziehung, das heißt, er studierte und wurde Athlet, machte sein Abgangsexamen in Harvard und trainierte sich zur Höhe eines jeden amerikanischen Mannes aus der Schwergewichtsklasse empor, mit Boxing als Spezialität. Er wurde stark, rasch und ausdauernd, ein gewaltiger Reiter, Läufer und Schütze. Als Student pflegte er mit Leidenschaft Zoologie und naturnotwendig Geschichte, aber von Fach wurde er Jurist. Als junger Mann machte er eine Reise nach Deutschland, und unmöglich ist es nicht, daß er dort Einwirkungen empfangen hat, die seiner Physiognomie jene Züge verliehen, die sowohl an Bismarck wie an Kaiser Wilhelm erinnern. Als ganz junger Jurist trat Roosevelt in den Staatsdienst ein, 24 Jahre alt (er ist 1858 geboren), und hätte als steifer und bissiger Bureaukrat Karriere machen können, wenn seine Natur nicht auf die ihr

eigene gewaltsame Weise zum Durchbruch gekommen wäre. Seine Frau starb ihm im Wochenbett, und Theodore zog aus und wurde Cowboy im Westen. Ein gutes Jahr lang trieb er einen Viehranch in Little Missouri, führte ein hartes Jägerleben und wurde intimer Kenner der rauhen, tüchtigen Bevölkerung des Westens. Dann kehrte er zur Stadt und zu den Kontoren zurück und heiratete wieder. In diesem Ausflug aber lagen die Keime zum spanisch-amerikanischen Krieg, zu den Rough Riders und zur ganzen Kombination von Amerikas späterer kriegerischer Politik. Roosevelt entdeckte hier den zivilen Soldaten, und zwölf Jahre später stürmte er Santiagos Höhen an der Spitze seiner Millionärjungen und Hirten. Der Rest ist bekannt.

Nichts ist undenkbarer, als daß Roosevelt ein „Militär" hätte werden können, weil er mit scharfer Ladung schoß; seine Natur hat sich jederzeit gegen Mißgestaltungen gewehrt. Brauchte er die Rechtsbegriffe eines Laien zu entbehren, weil er zufällig Jurist war? Keineswegs. Er wurde kein Sportfex, obgleich er manch gutes Stück Wild in entlegenen Gegenden erlegte; er blieb nie an einer Sache hängen. Hauptsache war ihm, daß er es nicht zu Spezialitäten brachte, die ihn einseitig machten, sondern er eignete sich beständig neue Durchschnittsfertigkeiten an. Roosevelt steht nicht in einer, sondern in jeder Beziehung auf gleicher Höhe mit seiner Zeit, deshalb ist er Präsident in Amerika, und ist Amerika selbst.

Sollte man besondere individuelle Vorzüge bei Theodore Roosevelt bezeichnen, so kann man sagen, daß er der schnellste und offenste Mann in Amerika ist, Eigenschaften, die eine hohe Entwicklung bei ihm erreicht haben, weil er mit seiner ungehemmten Natur immer Gleichheiten statt Unterscheidungen gesucht hat. Er ist immer positiv und geradezu gewesen, hat darum stets mit allen Kräften offen handeln können, ohne etwas oder jemanden zu fürchten. Seine Schnelligkeit soll phänomenal sein, ein reines Wunder an körperlicher Spannkraft und funkelnder Seelenenergie — eine Schnelligkeit, die durch Worte nicht ausgedrückt werden kann. Ich sprach einst mit einem Mann in Amerika über den Präsidenten, einem stillen, nachdenklichen Menschen, Schriftsteller; als er aber sagen wollte, daß der Präsident schnell sei: „He's quick... quick!", da erhob er sich plötzlich erregt vom Stuhl und wurde bleich, und nun erst bekam ich durch eine mystische Induktion die wahre Vorstellung von der dynamischen Persönlichkeit des Präsidenten. Diese Schnelligkeit im täglichen Leben ist ja das, was jedem Fremden als die Eigentümlichkeit des Amerikaners im Vergleich zum Europäer auffällt; sie ist etwas Faktisches, ein neuer Rassenzug, und bei Präsident Roosevelt ist er besonders ausgeprägt. Gesundheit, physisches Schwellen liegt ihm zugrunde, die Lungen und das Blut drängen vorwärts. Aus dieser Gesundheit erklärt sich die ungeheure Arbeitsfähigkeit des Präsi-

denten. Er ist imstande, auf die Jagd in die Berge zu gehen und im Schnee unter einem Baum, mit aufgeschlagenem Rockkragen, zu übernachten, nachdem er vier, fünf Meilen gegangen und geklettert ist und nur einen Zwieback genossen hat, und tags darauf kann er zwölf Stunden auf der Eisenbahn fahren, ein gelehrtes Buch dabei lesen, und abends in eine Stadt hineinplatzen und einen politischen Vortrag halten. Er gehört zu jener Sorte schwerer Menschen, die so leicht gehen, daß sie den ganzen Fußboden des Zimmers, in dem sie sich aufhalten, in Bewegung setzen: ein Muskelbund. Er arbeitet mit dem Gewicht eines jeden Pfundes, das er wiegt, und sein Tag ist in Minuten eingeteilt. Nach Haufen von verwickelten Geschäften im Weißen Hause, bei denen seine Umgebung fast vor Müdigkeit zusammenbricht, sucht er Erholung durch einen stundenlangen Galopp vor der Stadt, einen Ritt, der allen anderen als gerade ihm den Hals brechen würde.

Man begreift, daß dieser Mann nicht „Diplomat“ sein kann. Ein Mann, der mehr vollbringen will, als seine Kräfte reichen, verbirgt seine Ziele. Roosevelt hat das nicht nötig, er geht offen auf sein Ziel los. Und er hat keine Zeit, schlau zu sein. Ob man übrigens unter einem „Diplomaten“ nicht meistens einen Menschen versteht, der durch ein weitläufiges Aufgebot von Schlauheit verbirgt, wie einfach es in seinem Innern aussieht? Es ist, als ob Roosevelt sieht, denkt, etwas sagt und im selben

Augenblick blitzschnell handelt. Er ist mit der Geschichte seiner Zeit voll geladen. Eine Lebensäußerung von ihm ruft nicht das feine Lächeln hervor, verläuft nicht spurlos wie etwas, das witzig, wahr oder schön ist. Er ist nicht geistvoll: er ist naiv. Was er sich vornimmt, trägt zur Ernährung von ungefähr hunderttausend Menschen bei.

Nach dieser Schilderung in großen Umrissen ist es offenbar, daß Präsident Roosevelt ein lärmender und fleischiger Wundermensch ist, der sich nicht im geringsten mit Bücherschreiben beschäftigt... doch halt!

Der Präsident ist zufälligerweise auch ein sehr hervorragender Schriftsteller!

III

Roosevelt, wie man ihn kennt, der Cowboy und erdgebundene Politiker, verrät keineswegs Talent oder literarische Begabung, kaum akademische Bildung — wenn man die Brillen ausnimmt — und man kann ihn alles andere als eine insichgekehrte Natur nennen. Nichtsdestoweniger ist er der Autor von ungefähr zwanzig Bänden erstklassiger Schriften, Geschichte, Essays und Naturschilderungen, in einem Englisch geschrieben, das seinesgleichen an funkelnder Lebendigkeit und Sicherheit sucht.

Roosevelts ganze öffentliche und persönliche Existenz gleicht dem Kampf eines Gottes mit

seinem Stoff. Er kann sich nicht mit weniger als der Aneignung von ganz Amerika und dessen Wiedergabe begnügen. Deshalb läßt sich Amerika von seinen Werken widerspiegeln — ebenso wie eine Sonnenfläche immer rund bleibt, selbst wenn das Licht durch eine formlose Öffnung fällt. Er hat mit der Liebe eines Zoologen und Jägers Amerikas Erde geschildert: die Prärien, Wälder und Berge mitsamt ihrem Tierleben. Diese Werke — „Ranch Life and the Hunting Trail", „The Wilderness Hunter" usw. — zeigen Roosevelts Stärke als Beobachter und Forscher, indem er die Dinge gibt, wie sie sind. Man versteht, daß er der Nachkomme von Männern ist, die in ein wildes Land kamen und sich mit Hilfe ihrer Sinne und zu Fuß, eine eigene Topographie schaffen mußten. Er hat sich mit dem Instinkt seines Geschlechtes Amerika sozusagen gehend erobert, sich durch die Wälder hindurch geschnüffelt, Amerika eingeschlürft, sich zu seinen ausgedehnten Besitzungen vorwärtsgefühlt. Wenn Poesie Wiedererkennung des Daseins ist, dann ist Roosevelt ein Dichter von Gottes Gnaden.

Er ist indessen auch ein Historiker, Forscher und Schilderer der Entwicklung des amerikanischen Volkes und des Lebens einzelner hervorragender Leute. Bereits frühzeitig legte er den Grund zu dem großen umfassenden Werk „Winning of the West", das noch nicht vollendet ist. Mit seinem Sinn für wilde Landschaften, für Krieg und Jagd, mit seinem ganzen Landmannsinstinkt und den Traditionen

seines eigenen Geschlechtes, lag es ihm nahe, die Kolonisation des Westens zu studieren. Die langsame, schrittweise Eroberung ging vom Osten aus und hat sich durch zwei, drei Jahrhunderte erstreckt, bis zu unseren Zeiten. Die Rasse, die an der Spitze ging, bestand aus Menschen, die sich natürlich Roosevelts Sympathie eroberten: Jäger und Ackerbauer, die mit Abenteuerlust ihr Korn unter so lebensgefährlichen Umständen wie möglich säten und ernteten. Die neuen, ungeheuren Landstrecken, die von blutdürstigen Indianern durchschwärmt wurden, waren gleichzeitig ein Paradies für Wild: Bison, Hirsch und Antilope, und das lockte diese Pioniere, ebenso wie es Roosevelt später gelockt hat, diese ganze Periode zu schildern. Er kennt den Stoff, den er behandelt. „Winning of the West" ist ein nach den Quellen geschriebenes historisches Werk, zum Teil nach neuen Quellen, zu denen Roosevelt auf seinen verschiedenen Beamtenposten Zugang gehabt hat; es ist im Verhältnis zu Cooper wie eine solide Mahlzeit zum heiligen Abendmahl. Wenn es einst vollendet ist, wird es wie ein Hauptwerk in der amerikanischen historischen Literatur dastehen.

Außer einigen gelegentlichen Charakteristiken von verschiedenen Amerikanern, Washington, Grant u. a., hat Roosevelt Biographien von den Staatsmännern Morris und Benton und — obgleich er kein Amerikaner ist — von Cromwell geschrieben. Man begreift, daß Cromwell ihn gelockt hat:

er hat nicht umhin können, über die Landesgrenze hinweg diesem souveränen Mann aus dem Volke seine Hand zu reichen, in dem er vielleicht den ersten Anfang zu Amerika und sich selbst geahnt hat. Neben dieser Studie muß man die kurze, gewaltige Beschreibung lesen, die Roosevelt über den Feldzug auf Kuba gegeben hat, „The Rough Riders“. In Wahrheit, es ist, als ob Roosevelt, P. T. Oberst, die ganze Welt herunterreißen müßte, um Stoff zu einem Buch zu schaffen. Es handelt in einer äußerst kunstlosen Sprache von außerordentlichen Dingen, die er unternommen hat. Zwischen seine historischen Arbeiten — Roosevelt hat auch ein sehr angesehenes Werk über den englisch-amerikanischen Seekrieg 1812 geschrieben — hat er zahlreiche betrachtende Abhandlungen über politisch-humane Fragen eingestreut und philosophische Essays über die Prinzipien, die er als Staatsmann verfolgt: „American Ideals“, „Administration and Civil Service“, „Strenuous Life“. Sie zeichnen sich alle durch Kühnheit und eine unbedingte, fast barbarische Redlichkeit aus, vor allem aber durch Klarheit.

Wie war es möglich, daß Präsident Roosevelt mit seiner riesenhaften Anteilnahme am praktischen Leben zu einer literarischen Produktion Zeit finden konnte, die so ausgedehnt ist, weil ihr keine Bibliothek zugrunde liegt, sondern die Natur in all ihren Profilen — wie hat er die Ausarbeitung allein seiner Bücher bewältigen können? Er hat sich nie

isoliert, hat niemals Zeit für seine persönliche Ausbildung als künstlerisches Instrument geopfert. Man kann noch geltend machen, daß er sich sogar niemals zum Nachdenken über sich selbst bequemt hat. Worin wurzelt also seine Fruchtbarkeit?

Es wäre notwendig, eine Übersicht über den ganzen Begriff „Amerika“ zu geben, um dies zu erklären. Man müßte einem europäischen Publikum, dem es an Stoff zu Vergleichen fehlt, den geradezu körperlichen Eindruck von Roosevelts Persönlichkeit beibringen, um es ihm begreiflich zu machen. Es ist eine Frage von ausschließlich physischen Eigenschaften. In den alten Ländern kann man sich keine richtige Vorstellung von der Arbeitskraft des Durchschnittsamerikaners machen. Das tägliche Leben des Amerikaners ist mit seiner Anschauung darüber eng verwachsen. Deshalb ist er nie außer Tätigkeit. Roosevelt diktiert seine Bücher einem Stenographen, gehend, minutenweise. Sein Kopf ist in solcher Ordnung, daß er Vorstellungen jederzeit frisch daraus hervorheben kann; er ist nämlich in der Zwischenzeit vollauf von anderen Dingen in Anspruch genommen; er läßt seinen Kopf abwechselnd in verschiedenen Disziplinen arbeiten. Er arbeitet an seinem Buch, wenn er die Reitstiefel anzieht, und er schließt, wenn er im Sattel sitzt.

Der Gesamteindruck von Roosevelt als Schriftsteller ist, daß hier schriftliche Mitteilungen von einem Manne vorliegen, dessen Wesen sonst der

Inbegriff von Tatkraft ist. Er besitzt den historischen Sinn aller Führer, er ist selbst Geschichte. Was durch Studium, nein, durch Sinnenempfänglichkeit und Sinnenwiedergabe von Vergangenheit und Gegenwart sich in seinem Bewußtsein abgerundet hat, sprüht im nächsten Augenblick hervor und wird zur Geschichte Amerikas; seine Seele kennt keine Kurzschlüsse.

Aber diese Betrachtung Roosevelts, der ganz mit der Geschichte verwachsen ist, führt zu seiner Schilderung als Staatsmann.

IV

Nur um es überhaupt möglich zu machen, in drei kurzen unvollständigen Artikeln eine Schilderung von Roosevelt zu geben, habe ich zwischen dem Mann, dem Schriftsteller und dem Politiker unterschieden; die Einteilung ist natürlich ganz willkürlich. Roosevelts Persönlichkeit, seine Autorschaft und seine öffentliche Tätigkeit sind gerade im höchsten Maße eine Einheit, die einer und derselben dominierenden Charaktereigenschaft entsprungen sind. Sollte man diese Grundeigentümlichkeit mit einem treffenden Wort bezeichnen, so würde ich das Wort „Mut“ gebrauchen, und um dieses wieder zu erklären, das Wort „Nachaußengekehrtheit“. Auf Grund glücklicher Umstände, die man nur verstehen kann, wenn man Amerika kennt, hat sich Roosevelt nie

gezwungen gesehen, Entdeckungsreisen in sein Inneres zu machen; er ist von Anfang an dagewesen, menschlich gesprochen, hat fest auf seinen Beinen dagestanden, und der Rest ist ja nur Appetit und Arbeit. Hieraus folgt tatsächlich, daß ein ganz gewöhnlicher, handfester Mann ohne größeren Apparat, an hundert Millionen der unruhigsten Menschen der Welt regieren kann. Aber wackelt er ein einziges Mal... ja, dann der nächste Präsident vor!

Es ist behauptet worden, daß die Autokratie (Absolutismus ohne König) der Preis ist, den Amerika in schwierigen Zeiten für die ausgeglichene Selbstregierung bezahlt, die es im täglichen Leben genießt. Wenn das der Fall ist, muß man sagen, daß Amerika Roosevelt billig bekommen hat. Er, der als Privatmann niemals „vornehm" wurde, als Geist niemals unfruchtbar ästhetisierend, zeigte auch als Regent keine Sklaveninstinkte. Es ist nie ein Despot in ihm zum Vorschein gekommen, dazu ist er zu frei. Als Präsident hat er strenger als irgendeiner vor ihm regiert, aber er hat nie an der Republik gerüttelt.

Erst kürzlich hat ein verwundertes und verständnisloses Europa eine Probe von dem gleichzeitig absoluten und, milde gesprochen, volkstümlichen Verfahren des Präsidenten gesehen, als es sich um eine, wie er annahm, politische Gefahr handelte. Man sah wohl in Europa ein, daß Hearst entfernt werden müsse, aber man ist ge-

wohnt, daß die Macht sich mit einem gewissen Zeremoniell entfaltet; selbst die demokratische Machtvollkommenheit muß, so meint man in Europa, ihre Formen haben. Über Roosevelts vollblütige Regierungsmethode schüttelt man den Kopf. Er ist wie gewöhnlich seiner Natur gefolgt, und hat geschlagen. Der Privatmann hat gehandelt, und nur in den alten Ländern fällt es den Leuten schwer, darin das imperatorische Amerika zu erkennen. Man darf nicht vergessen, daß Amerika im Gegensatz zum hierarchischen und privilegierten Verfall in Europa, die Bürgerlichkeit in der Blüte bedeutet.

Obgleich Roosevelts politische Karriere bekannt ist, soll hier eine kurze Übersicht seiner Beamtenlaufbahn gegeben werden, um daraus das Gesetz seines ganzen öffentlichen Lebens zu erkennen. Er wurde 1883 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung im Staate New York und im Jahre 1884 Führer der dortigen republikanisch-politischen Partei. Von 1889 bis 1895 war er Leiter der zivilen Verwaltung der Nation, die er reformierte, indem er die Stellen nach Verdienst besetzte, ohne Rücksicht auf die Partei. Von diesem Amt, das ebenso einen Geschäfts- wie einen Menschenkenner erforderte, ging er zu solch praktischer Arbeit wie die Leitung des New Yorker Polizeiwesens über. Auch hier reformierte er, persönlich, mit einer reichen Entfaltung von Körperkraft und organisatorischer Begabung. Wenn es gilt, die bürgerliche Moral,

Gesetz, Ordnung, Präzision zu sichern, so kläfft Theodore Roosevelt wie ein Hofhund: keine Bedenkzeit, schickt euch, oder heraus aus der Reihe! Nachdem er zwei Jahre gebissen, beschützt und gewacht hatte, übergab er seinem Nachfolger eine Musterpolizei und ging zur Marine über. Als Sekretär für die Flotte veranstaltete er keine schwärmerische Diskussion über die zukünftige Abschaffung des Krieges, sondern er sorgte ohne Umständlichkeit für zweierlei: für die Schießübungen der Schiffe und für ihren Kriegsvorrat. Als im selben Jahre der Krieg mit Spanien ausbrach, lieferten die Amerikaner die beiden mächtigen Seeschlachten bei Cavite und Santiago de Cuba, die hauptsächlich durch die Überlegenheit der Amerikaner im Schießen gewonnen wurden. Theodore war inzwischen zur berittenen Infanterie übergegangen, hatte ein Heer geschaffen, es einexerziert und zum Sieg in des Feindes Land geführt. Man sollte meinen, daß es nun nichts mehr für ihn zu tun gegeben hätte, als abzudanken. Das tat er auch, verließ die Kriegslaufbahn und zog in New York ein, wo man ihn in einer liebevollen Raserei zum Gouverneur erwählte. Zwei Jahre später ist er Vizepräsident der Union und im selben Jahre, bei MacKinleys Tod, erster Mann seiner Nation — im Alter von 43 Jahren. Und ist es seither geblieben.

Seit Roosevelt das abenteuerlich hohe Spiel auf Kuba spielte, hat sich die Zeit mächtig, tiefeingreifend verändert. Überall in der ganzen Welt ist

Krieg gewesen und der Himmel sieht anders aus. Erdbeben haben das Dasein zweifelhaft und das Menschenleben heißer gemacht. Viele seelenvolle Propheten, die vor nur fünf Jahren hervorragten, sind vergessen, ganz neue Millionenvölker mit Barbarenkräften sind auf den Schlachtfeldern erschienen, die man leer glaubte. Roosevelt wurde durch diese neuen Eruptionen nicht in den Hintergrund gedrängt, weil ein Vulkan in ihm selbst ist. Er steht zentral auf derjenigen Seite der Weltkugel, wo jetzt die Weltgeschichte mit ihrem Schwert und ihrer jugenderneuernden Blüte hinverlegt worden ist. Neue, ungeheure Möglichkeiten, Schicksale von bisher unbekannten Formen verbergen sich darin, daß Amerika, als die gerüstete Großmacht, zu der Roosevelt es gemacht hat, nach der einen Seite an den Atlantischen Ozean und Europa, seine Vorzeit, grenzt, und nach der anderen an den Stillen Ozean und die asiatischen Mächte, mit denen der Kampf um die Zukunft ausgefochten werden soll. Dies ist eine so neue Kombination, eine so durchgreifende, kontinentale Wertverschiebung, daß sie Europas historisches Vermögen zu altem Papier und dessen „Historiker“ zu ordengeschmückten Armenhäuslern reduziert. Aber was in Europa noch praktischen, gegenwärtigen Sinn und achtbaren Selbsterhaltungstrieb besitzt, wird als guter Wechsel auf die Zukunft honoriert werden, solange Roosevelts Politik den Markt des weißen Mannes in Amerika auf der Höhe hält.

Einer von Roosevelts klaren Grundsätzen lautet, daß „eine Nation, die der Gewohnheit verfällt, den Frieden über alles zu schätzen und ihn um jeden Preis erkaufen will, ihre moralische Lebenskraft in dem Maße untergräbt und ihr Gefühl für Recht und Unrecht in dem Maße schwächt, daß sie bald aus der Reihe derer verschwindet, die an der Spitze der höheren Zivilisation stehen". Hier ist, wie man sieht, keine Rede von der relativen Größe der Nation. Der Grundsatz besteht zu Recht, ohne Rücksicht auf die Einwohnerzahl, jedenfalls was die Konsequenzen betrifft.

Solange Roosevelt Amerika leitet, ist Aussicht vorhanden, daß die angelsächsische und germanische Kultur fortfahren wird, ihren Eroberungszug auf seiner Seite der Weltkugel zu machen. Wenn aber seine Tage vorbei sind, wird Amerika dadurch nicht wie durch einen unersetzlichen und schicksalsschwangeren Verlust gerüttelt werden. Wenn Theodore Roosevelt stirbt, verschwindet ja kein phantastisches Unikum, ein von Frauen vergötterter Schauspieler oder eine seltene Abnormität, von der Erdoberfläche; man wird ihm nicht wie einem unersetzlichen Künstler nachweinen, wenn er einst müde wird und abdankt. Er ist ein Mann, wie Leute im allgemeinen sind. Es gibt mehr von der Sorte, wo er herkam. Darauf beruht auch seine persönliche Todesverachtung. Er hat sein Leben Hunderte von Malen dem Tode ausgesetzt. Er hat nicht, wie die lieben Unsterb-

lichen, die schreien, wenn sie eine Schußwaffe sehen, alles eingesetzt, um seine kostbaren Glieder nicht zu gefährden. Er weiß, daß er nicht stirbt. Er ist nämlich ganz einfach der Typus einer Rasse, von der Tausende seinesgleichen bereitstehen, in seinen Spuren weiterzuwandeln.

Für die Freiheit!

DER NORDISCHE GEIST



Im Jahre 1907 waren es dreihundert Jahre her, seit die ersten englischen Ansiedler in Amerika an Land gingen und den Grund zu den ackerbauenden Kolonien legten, aus denen sich später die Weltmacht: Die Vereinigten Staaten mit Zuschuß aus allen Nationalitäten entwickelt hat. Im Laufe dieser drei Jahrhunderte ist die Einwohnerzahl von einigen Dutzend auf annähernd hundert Millionen gestiegen, ohne daß die ursprüngliche Staatsform dadurch gesprengt wurde. So groß war der Staatsgeist der neuen Welt in seiner Anlage. Die Vereinigten Staaten sind aus der natürlichen Notwendigkeit hervorgegangen, durch die eine Schar unbeschützter Ansiedler dazu getrieben wird, sich zu vereinigen und sich unter den Urbedingungen auf neuem Boden zu schützen. Hieraus ist der soziale amerikanische Mechanismus entstanden, der, mit seinem Bürgermotto: Volle persönliche Freiheit zum Besten aller, noch heute so unerschütterlich arbeitet.

Es herrscht die populäre Anschauung, daß Amerika in einem grellen Gegensatzverhältnis zu Europa steht, daß es eine rebellische Räuberwelt ist, der verlorene Sohn, der seinen gottesfürchtigen Eltern entlaufen ist. So fing die Sache auch an. Die Neue Welt aber züchtigte den Sohn und die Eltern sahen sich veranlaßt, ihm zu verzeihen. Von einer gewissen Entfernung aus gesehen, wenn einst die Geschichte der Weltzivilisation geschrieben werden soll, wird man finden, daß die Entwick-

lung eine harmonische und gerade, nämlich die gewöhnliche gewesen ist, indem eine neue, unregierliche Generation schließlich heimkehrt und ihr erworbenes Vermögen mit Ehre zum väterlichen Gut legt. Amerikas Kolonisation ist eine Fortsetzung der großen, europäischen Völkerwanderung, ein Glied in der mächtigen Rassenentwicklung, die, mit Nordeuropa als Ausgangspunkt, die ganze Welt umspannt hat und die noch nicht beendigt ist.

Amerika feierte den 300. Jahrestag der Ankunft der ersten Kolonisten in Neu England dadurch, daß es die alten Länder zu einer allgemeinen Schiffszusammenkunft in New York einlud. Der Gedanke war richtig. Das Fahrzeug ist das Symbol der neuen Welt. Deshalb war es begründet, des großen Seefahrers Kolumbus zu gedenken, obgleich Amerikas Entdeckung eigentlich nicht mit zum Jubiläum gehörte. Es war Kolumbus, der Renaissancemensch, der Wicking und Seher, der die Völkerwanderung aus Europa zu dem neuen Festlande hinüberführte. Sein Wanderherz hat ihn von einem sterblichen Menschen zu einer Mythe gemacht, die noch heute alle Zugvögelnaturen auf beiden Seiten des Ozeans in der Wahrheit vereinigt, daß jede Wirklichkeit mit einem Traum beginnt.

Der nächstfolgende Name in Amerika, um den sich alles sammelt, ist George Washington, ein Name, der mit U. S. A. fast identisch ist. Er be-

festigte Amerika als Staat, wobei er unserer Zeit weit voraus war, indem er nur seiner eigenen, bescheidenen und souveränen Natur folgte. Wie die Rasse ihn selbst geformt hatte, so formte er den Staat. Selbständigkeit lag ihm am nächsten. Er richtete sein Land zu einem passenden Aufenthaltsort für sich selbst als Privatmann ein, und dieses Staatsmannprinzip hat sich bewährt. Solange es Führer mit seinem männlichen Geschmack gibt, solange man in ihm den Inbegriff des freien, amerikanischen Bürgergeistes sieht, so lange wird es der Demokratie nie an Nahrung fehlen.

Amerika ist in der neuesten Zeit in gleicher Linie mit den übrigen Weltmächten als Großmacht vorgerückt, und in dieser Zukunftsmusik klingt Präsident Roosevelts Name wie ein stürmischer Trompetenton: die Jugend der Geschlechter! Ein Eroberer, ein Stammvater für Fürsten, wenn es nicht erstrebenswerter wäre, amerikanischer Bürger zu sein und zu bleiben!

Verschiedene der Geschlechter, die Amerika gebaut haben, sind auf abenteuerlichen Wegen — Longobarden, Normannen — aus Dänemark hervorgegangen. Aber Dänemark sandte kein Schiff zum Stelldichein. Es war uns aus triftigen Gründen erlaubt, uns mit Wehmut zurückzuhalten.

Einem jeden Mann aber steht es frei, sich bei allen großen Dingen gegenwärtig zu fühlen.



DIE SCHLACHT BEI TSUSCHIMA



In dem Frühjahr, als die Welt auf den Ausfall des Zusammenstoßes zwischen Roschdestvenski und Togo wartete, hatte man Veranlassung darüber nachzudenken, was die kommende Schlacht bedeutete, was auf dem Spiele stand, nicht für Leute, die nur dafür leben, große Eindrücke von großen Dingen zu empfangen, sondern für die große Menge und für die praktischen Verhältnisse der Nationen. Es war sicher einem jeden klar, auf wessen Seite seine Sympathien immer sein mochten, daß hier um nichts Geringeres als um die Zukunft Kopf oder Schrift gespielt wurde.

Dann wurde die Schlacht geliefert. Und sie wurde gewonnen.

Eines Nachmittags, während wir uns in unserem eigenen sicheren kleinen Dasein bewegten, schlachtete man in der Meerenge von Korea aufeinander los — im Sonnenschein und in hoher See, nach schweren Nebeln.

Welch schreckliche Klarheit des Bildes! Ein Frühlingstag, ein schöner Tag, wie man zu sagen pflegt, an dem die Sonne das Leben unbarmherzig vor den Elenden bloßlegte, die es zum letztenmal sehen sollten! Da war der tägliche Himmel, der ohne Rettung ist, da waren die fernen Küsten, lila von blühenden Fruchtbäumen, und dann die nackten, blauen Wellen, auf denen die Kriegsschiffe unfreiwillig in einem jämmerlichen Galopp stampften, während sie sich mit Stahl und Dynamit bespien, solange sie über Wasser waren.

Wir können uns gar nicht vorstellen, was es sagen will, wenn ein schweres Panzerschiff samt Besatzung auf den Grund sinkt, nachdem es leck geschossen ist. Wenn wir etwas Ähnliches erlebten, würden wir uns nie wieder von dem Schrecklichen erholen. Es muß dasselbe sein, als wenn uns der Kopf zerschmettert würde. Wir stellen uns so etwas wie ein blendendes Feuer in weiter Ferne vor, in Wahrheit aber würde der Anblick uns blind brennen. Unsere Phantasie ist nicht imstande, die Vorstellung von dem Tode von 7000 Menschen zu umspannen, das ist eine Zahl, der wir verständnislos gegenüberstehen.

Und doch wurde jeder einzige Mann getötet, lebendig umgebracht. Sie erschossen und ertränkten sich dort mit einer Grausamkeit, wie der Mensch sie glücklicherweise nur gegen sich selbst übt. Kein Stein im Sack für unseren Leutnant, der in voller Uniform über Bord muß, um im Salzwasser erstickt zu werden, keine Binde vor den Augen des einfachen Matrosen, der bei hellichtem Tage erschossen, zerrissen, wie ein blutiges Bündel über das Deck geschleudert werden soll! Einige von ihnen wurden verrückt vor Entsetzen und Raserei, bevor ein Eisensplitter sie sprengte, andere zitterten vor Angst und beteten ins Leere, bevor die Kugel sie durchpfiff, hinterher war es einerlei. Wir haben nie etwas darüber erfahren, wir werden nie die ganze Hitze dessen erfassen, was vorging, ohne daß unsere Phantasie gleichzeitig verkohlt.

Es muß aber auch hin und wieder etwas geschehen, über das wir uns nicht durch eine ausgesuchte Schilderung emporzuheben vermögen. Wir beugen uns vor der Majestät dieses Ereignisses, das jenseits unserer Verstandesweite liegt und dem gegenüber unsere Gefühle, unsere Tränen und unsere Parteiergreifung nur lächerlich wirken.

Die Schlacht gehört nun der Vergangenheit an, ebenso wie Mukden, Port Arthur und das ganze blutige Weltdrama, das mit der Niederlage eines alten Kulturstaates und mit dem Triumph einer nur halb zivilisierten Rasse endete. Was aber eigentlich siegte, das war die moderne Kultur. Die Technik des Westens, die mit heidnischer Frische angewendet wurde, überwältigte Europas verfaulte Hierarchie.

In jedem Blitz der japanischen Kanonen war eine mit wilder Energie ausgedrückte Wiedervergeltung des Schicksals, eine Schuld, die mit einem Gruß aus der Hölle bezahlt wurde. Dort in der Tsuschimastraße wurden die freimütigen Köpfe aus Europas Vergangenheit gerächt, die sich erdreistet hatten, ihre Lebensanschauung dem anzupassen, was sie fühlten, und die auf Anstiften des ersten besten dreckigen Priesters im Talar und mit Spangenbuch ins Feuer geworfen wurden. Es war die Intelligenz dieser Fortgeschrittenen, die durchdrang und ihre Probe bestand — wenn auch nur in der Nachahmung.

Weshalb lichteten sich die Nebel in der Tsuschimastraße?

Weshalb hielt der Lenker seinen alten, wirksamen und erprobten Nebel nicht noch achtundvierzig Stunden länger aufrecht? Ach, nur einige Stunden, ihr Metropoliten und Popen im ganzen heiligen Rußland — dann hättet Ihr euch vorbeischleichen, dann hätte der Tag den russischen Seelen noch ein kleines Jahrhundert vorenthalten werden können! Was war das für ein unbekannter, strahlender Gott, der den Vorhang von der japanischen Sonne zurückzog? Weshalb lichteten sich die Nebel in der Tsuschimastraße? Schlagt in der Schrift nach und sagt es uns!

Aber hier soll nicht über einen Gott gespottet werden, der durch seine Abwesenheit glänzte. Ein Symbol wurde zerschmettert, und es soll kein neues errichtet werden.

Es wurde auf beiden Seiten gesiegt. Es war das Heidentum, das seine Kraft bewies, die Wirklichkeit, die elementare Natur. Aus dem Schiffbruch des Räuberstaates ging das wirkliche Rußland hervor, das Volk selbst. In der Tsuschimastraße dämmerte die Freiheit für die russischen Bauern. Die Demokratie siegte, die weltliche Gemeinschaft, die auf die Erde und den redlichen Gewinn gerichtet ist. Und wenn der Weg auch noch traurig lang ist, so ist doch wenigstens der Anfang gemacht.

Das Recht des Eigentums siegte. So wahr dem heiligen Rußland schließlich in seinem Diebeszug

auf dem Grund und Boden anderer, mit dem Kruzifix voran und der Branntweinflasche hinten in der Rocktasche, Einhalt getan ward, so wahr wird der Russe sein Erbe, um das schmutzige Popen ihn mit dem Versprechen des Himmelreiches betrogen haben, einst zurückgewinnen.

Was sich einem aber aufdrängt, ist die Tatsache, daß Japan Amerika die moderne Technik zu verdanken hat, die es so zerschmetternd zur Anwendung brachte. Es waren die Vereinigten Staaten, die Japan seinerzeit Tor und Tür öffneten; Marquis Ito, Japans Reformator, erhielt seine Ausbildung in Amerika. Darin liegt eine Nemesis; der amerikanische Staat, der durch die Auswanderung der Trotzigen aus Europa entstand, erhielt in der Schlacht bei Tsuschima Genugtuung für seine Landesverweisung; Amerika stand im Hintergrund der Schlacht, die der Reaktion geliefert wurde.

Die Alte und die Neue Welt wurden in der Schlacht in der Tsuschimastraße quitt.

Indessen ist es das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts geworden, ob Amerika nicht einen Drachen in seinem Haus großgezogen hat.



BAUERNKULTUR



BJÖRNSON

1901

Es war so morgenstill in dem großen Hause — nur Fliegengesumm und leises Klirren aus der Küche — Björnson war der einzige, der aufgestanden war, er empfing mich mit dem Barbierpinsel in der Hand und deutete zur Decke hinauf, wir sollten leise sprechen, weil dort oben noch geschlafen würde.

Bilder geben keinen richtigen Eindruck von Björnson. Er ist schöner, mannigfaltiger als irgendein Mann, den ich je gesehen habe. Björnstjerne Björnson ist kein Block, um den du herumgehst, er ist keine Trächtigkeit von Ruhm, gegen die alle Kugeln von außen wie in einem Kübel mit Heu ersticken — er ist elastisch, nervös und lebendig wie ein Pferd, er ist in all seiner Kraft ein fein organisiertes Instrument. Sein Temperament ist wie ein Dampfhammer, dessen Gewicht von tausend fallenden Pfunden, um Haaresbreite über den Amboß gestoppt werden kann. Seine Art zu sprechen ist wie eine Rangierung auf dem Bahnhof — die Puffer prallen gewaltsam gegeneinander, während die Wagen zusammengekoppelt werden, und federn wieder auseinander; die Koppel aber hält, so daß die Puffer noch einmal, aber weniger heftig gegeneinanderstoßen; der Zusammenstoß verklingt und wieder läuft ein Wagen zu, so daß der ganze Zug federt und bebt. Wenn aber alle

elastischen Wagen vereinigt sind, dann wiehert die Lokomotive, und der Zug fährt, breit, machtvoll und mit zunehmender Geschwindigkeit.

Björnson ist in der Farbe seines Wesens so veränderlich wie ein Chamäleon, nur daß der Übergang blitzschnell geschieht. Man merkt ihm alles an, er kann nichts verbergen. Wenn er im Laufe des Gespräches mißvergnügt wird, — mag sein, weil man ein Buch von ihm nicht gelesen hat — dann zuckt es unheilverkündend über sein Gesicht und durch seinen Blick, so daß sein Kopf in einer Sekunde einer klassischen Maske gleicht. Eine Stimmung von ihm ist keine Laune und kein Bruchstück, es ist der Typus des seelischen Zustandes, der ihn im Augenblick beherrscht.

Wie ist er jung, wie federt er! In seinem Kopf sprudeln die Vorstellungen wie heiße Quellen. Plötzlich steht er auf und geht wie der Donnerer Zeus durchs Zimmer, sein Zorn aber schwindet mit jedem Pulsschlag seines großen, gesunden Herzens, bis er wieder mit der klingenden, melodischen Milde seiner Stimme spricht. Ein Schaden in der menschlichen Gesellschaft, ein gefährliches Verhältnis zeigt sich seinem Blick wie eine Erscheinung, er streckt den Arm aus, er leidet physisch... bis er sein Urteil mit einem Hieb fällt. Aber er geht nur so schonungslos vor, weil er heilen will, er ist der große Bejaher. Er ist der Anfang aller Dinge, er ist das Blut, er ist der Wellenschlag.

Björnson, der so stattlich von Gestalt ist und

so schön in seinem weißen Haar, ist der ausdrucksvollste Mensch, den ich kenne. Er kann sich lang und dünn machen, wie der personifizierte Zweifel, er kann durchsichtig und flackernd dastehen wie das Bild der Besorgnis und er kann sich dick machen, in seinem Stuhl sitzen und herzlich breit lachen wie ein Falstaff. Ein paar Zahnstummel werden in dem sinnlichen Mund sichtbar, die Stirn kraust sich, das ganze Gesicht wird rot und massiv — es ist der Bauer, es ist die harmlose und zunichtemachende Lustigkeit der Kobolde, die in der Sage mit einem Bergsturz in Verbindung gebracht wird. Ein Kind beginnt im Nebenzimmer zu weinen, und Björnson, der Großvater, äfft ihm aus vollem Halse nach — Björnson, der selbst rot und weiß ist wie ein Kind, wohlgepflegt und frisch wie Milch mit seinen 69 Jahren. Ein Stubenmädchen geht an der Tür vorbei, und Björnson betrachtet sie, den Kopf schief auf die Seite gelegt: „Bist du da!“ sagt er mit zärtlicher Verwunderung in der Stimme. Es ist der Mann der alten Tage, der Hausvater, der durch sein weißes Haar so hochsteht, und dessen warmes Gemüt allen entgegenstrahlt.

Es ist hell um Björnson herum, um ihn her wimmelt es von Leben, das sich nach seinem Bilde gestaltet hat, er ist von Menschen und Tieren umgeben.

Das Gut Aulestad, dessen Betrieb Björnson auf seine alten Tage wieder übernommen hat, ist keine

kleine Sache, es hat anderthalb hundert Kühe und acht Pferde. Björnson ist zurzeit von einer neuen Futtermethode nach dänischem Muster in Anspruch genommen. Er legt eine elektrische Kraftstation an, die den ganzen Besitz mit Licht versorgen soll. Er bebaut das Land — draußen von der Veranda aus, zeigt er mir die Äcker und erzählt mir, was er urbar gemacht hat. Mitten auf einem der Felder steht ein großer, vereinzelter Baum, den er seinerzeit geschont hat, und der stehen bleiben soll. Björnson erzählt, was die Vorfahren urbar gemacht haben, zeigt auf große, graue Blöcke und Steinhaufen, und setzt auseinander, wie er die Arbeit noch fortsetzen will. Von der Veranda aus hat man einen mächtigen Blick über das Gausdal, die Landschaft ist von einer nordischen Großartigkeit. Das fruchtbare Ackerland und die Wälder steigen die Berge hinauf, als seien es dänische Rittergüter, die aufrecht in den Himmel wollten. Björnson aber spricht sich voller Lob über das dänische Land aus, während wir draußen auf der Veranda stehen, seine Stimme wird so eindringlich und so behutsam. Oh, was hat man dort unten in dem flachen Land an Einzelheiten gelernt! Er schwillt von Pathos: Nirgends findet man eine derartige Differenzierung! Alles hat so nah gelegen— ja, ja, diese Finesse dort unten!

— Björnson führt mich in dem großen Hause umher, es ist eher bequem und solide, als reich und

künstlerisch eingerichtet, er zeigt mir sein und Karolinens Schlafzimmer und erzählt mir, daß die Betten mit Rücksicht auf den Erdmagnetismus nach Nord und Süd stehen. Er deutet auf Goethes und Grundtwigs Büsten in seinem Arbeitszimmer und fragt mich, ob die Zusammenstellung mich nicht wundere. Und ich will mich Björnsons erinnern, wie er dort zwischen den beiden großen Zurückführern stand — auf der einen Seite Goethe mit den blinden Marmoraugen und auf der anderen Grundtwig mit dem unbeweglichen Blick. Goethe führte zum Leben im allgemeinen, Grundtwig im besonderen zurück — mitten zwischen ihnen steht Björnson als der dritte große Germane. Im Salon stand eine Büste, die ich für Öhlenschlägers hielt, es war aber Björnson als junger Mann.

Später wurde mir das Gut gezeigt, und ich sah alle diese Dinge, die zusammen die primitive, menschliche Phantasie sättigen — Kühe und Hühner, Pferde und Pflüge, das ganze Alte Testament, Noahs Arche! Hier stammt alles geradeswegs von der Erde ab und in der Mitte wächst Björnson. Von hier aus strahlt er über das ganze Norwegen, von hier hat er Fühlung mit dem ganzen Land, so daß es ihm vom Nordkap bis Lindenaes gegenwärtig ist, und daß das ganze Land ihn fühlt.

Norwegen ist Björnson. Er hat die Nation erschaffen. All die widerspänstigen Felsen, all die fruchtbaren Täler sind Björnson. Die gespaltenen

Küsten und die tausend Familien, die wilden Tiere auf den einsamen Höhen und die Treue in den kleinen Städten, all das ist Björnson. Alle wahren Norweger ähneln ihm, haben seine Züge, weil er ein Auserwählter unter ihnen ist. Der siebzehnte Mai, die saftige Unregierlichkeit und vollblütige Prahlerei der Jugend, das ist Björnson.

Manch ein Wicht in Norwegen läßt es sich angelegen sein, Björnson zu bekritteln. Und merkwürdig genug geht es dabei immer über seine menschlichsten Untugenden her. Wer selbst seine Unmittelbarkeit zugesetzt hat, begreift ja nicht, daß ein ganzer Mensch auch seine Fehler hat. Björnson ist die volle Entfaltung der Jugend. Er ist lauter Gefühl. Seine ersten „Bauerngeschichten" sind die ewige Geschichte des Herzens, und es ist Pedanterie von ihrem Wert als lokale Kulturgeschichte zu sprechen. Die Zeit kann ihnen nichts anhaben. Ebenso wie es ewig wahr bleibt, daß Menschen nicht so sind wie sie sein sollen, ebenso wahr bleibt es, daß alle in den göttlichen Tagen der Jugend, das Gute glauben und hoffen. Solange wir fortfahren, das Leben zu überliefern, solange ist die Jugend unvergänglich — neue junge Seelen erben die Illusionen, das verlorene Paradies ist stets auf Erden. Davon handeln Björnsons Erzählungen, und nicht von der Kulturstufe norwegischer Bauern im Jahre 1840 oder 1850 — von ihren Kleidern. Und Björnsons sogenannte Moral will nichts anderes, als diejenigen, die anderen die

Illusion des Lebens nehmen, zu rohen Verbrechern stempeln.

Als ich aufbrechen mußte, stand Björnson vor der Tür und blickte zum Himmel hinauf. Es sah nach Regen aus und die Felder lechzten nach Feuchtigkeit. Während Björnson aber sehnsuchtsvoll nach den Wolken ausschaute, sprach er sich doch sehr bekümmert darüber aus, daß ich vielleicht naß werden würde.

1907

Wiederum machte ich eine Reise nach Norwegen, ohne einen anderen Zweck, als nach Hause zu kommen und von Wind und Wetter zu erzählen. Ich hatte genug von dem übrigens vortrefflichen Regen unten in Dänemark und wollte nun nordwärts zu Thules kalten Bergen hinaufpilgern, um die Quellen des Regens zu finden. Die wandernden Wolken am Himmel waren meine einzige Karte, im übrigen fragte ich den Wind um Rat und richtete mich nach der Sonne.

Mitten in Norwegen, auf dem Abhange eines großen, schönen Tales, stieß ich wie vor sechs Jahren auf das Gut, wo der alte große Wahrheitssager wohnt, der weiße Björnson. In dem gewaltigen Tal lagern sich die Weiden so grün wie in dem allerersten Morgen der Zeiten um den Gutshof herum, und auf den Abhängen steigen die ernsten, schwarzen Wälder zum Himmelsrand

empor, wo die ewigen Weiten beginnen. Solange die Sonne scheint, liegt das Tal offen da, mit weitgeöffneten Armen seine Fruchtbarkeit zeigend! Dann ist das große Tal das reiche Jarltum des Tages. Wenn aber die Sonne untergegangen ist, wenn es schlafend, nur leicht schlafend, mit einem goldenen Traumlächeln in den Armen der nördlichen Berge liegt, dann schwimmt das Tal in den Märchennebeln der hellen, nordischen Nacht, dann liegt es da, als sei es fruchtbaren Ahnungen geweiht, grenzenlos glücklichen Gesichten, die der Morgen als Wirklichkeit nur bestätigt! Und hier mitten im Tal, im Herzen Norwegens, wohnt der weiße Björnson.

Björnsterne Björnson ist jetzt 75 Jahre alt. Die sechs Jahre, seit ich ihn zuletzt auf Aulestad sah, sind spurlos über den großen Dichter hingegangen. Es war eine Freude, Björnson so wohl und kräftig zu sehen, so in der prachtvollen Blüte seines Alters. Hier haben die Jahre nur aufgebaut, nicht zerbröckelt, Björnson steht wie ein Eichbaum da, verwelkt, aber doch im Schmuck seiner Blätter. Wie er durch sein bloßes Sein bekräftigt, wie die Natur ihren Reichtum durch seine Person kundtut! Man sieht baumstarke Männer ins Grab sinken, bevor sie ihre besten Jahre erreicht haben, von einer der sinnlosen Launen der Natur getroffen, Blinddarmentzündung oder Automobilunfall, während elende Schwächlinge an Krücken in ihr neunzigstes Jahr hineinhumpeln; Björnson aber wird alt wie nur ein

starker und makelloser Mann es wird, die Zeit setzt ihm ihre weiße Krone aufs Haupt. So ist es denn wahr, daß derjenige, der sich in seiner Jugend hingab, der nicht an sich sparte, sondern wie ein Fürst nach allen Seiten mit vollen Händen austeilte, daß er dadurch zum Ruhme seines Alters sammelte, ihm wird für sein Leben die Schönheit des Alters zuteil. Und Björnson wird schön sterben. So wie er das Dasein groß gemacht hat, so wird er einst in seinem Verlangen nach der Natur den ewigen Schlaf schaffen, Gottes Schweigen, den nordischen Tod.

Noch aber steht Björnson mitten im Leben, schwellend, feurig wie das zwanzigste Jahrhundert, mitten im Strom, während alle in- und ausländischen Ereignisse seinen mächtigen Kopf umschwirren. Gleich nachdem ich gekommen war, warf Björnson sich mit seiner eigentümlich phantasiereichen und blitzenden Beredsamkeit über die Sprachbewegung, die augenblicklich eine Lebensfrage in Norwegen ist. Man weiß, daß der betagte Dichter mit der ganzen Energie, von der junge Schwärmer, die ihrer Zeit voraus sind, ausgezeichnet sind, seine Autorität zur Bekämpfung der bedauernswerten, partikularistischen Sprachbewegung in Norwegen eingesetzt hat; aber man muß ihn gesehen haben, um sich eine Vorstellung von der Wärme und dem Eifer, der Frische und Beweglichkeit zu machen, mit der er abstrakte Dinge vor sich sieht, als seien es lebendige Formen, die vor seinen

Augen herausspringen. Er spricht, regiert, leidet, zweifelt und klärt sich auf, er flammt und stürzt sich kopfüber hinein, er verdunkelt sich, droht, schlägt, und dann bricht von neuem die Hoffnung bei ihm durch, so daß er lacht, oh, er durcheilt das Universum, um Rat zu schaffen, das Blut kocht in ihm, er vernichtet blinde Menschen nationenweise, um sie sehend zu machen, er schreibt sein ganzes ausdrucksvolles Gesicht voll sorgenvoller Runen, er erhebt sich in der Glorie seiner Mähne und trägt alle, versteht alle, hat auf den Grund aller Dinge geblickt, sich die Weisheit des Allvaters zu eigen gemacht; und abermals ziehen schwarze Wolken über seine Brauen, er glimmt von gefährlichen Drohungen... wie hart er sieht, es gibt keine Grenzen für das, was man von ihm erwarten kann, wie umfassend erfahren er ist, wie er lebt! Die Sprachbewegung wird nie durchgeführt werden, so wahr Björnson dagegen ist, es kann nicht möglich sein, daß seine Landsleute so klein sind.

Björnson spricht von Clemenceau und der Literatur in Frankreich, die er mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, und es ist überraschend, welche Fähigkeit er besitzt, einen Menschen, den er gekannt hat, zu charakterisieren und die Tragweite der Arbeit, die sich um denselben gruppiert, zu messen. Überhaupt ist es ein frappierendes Wunder, Björnsons, wie soll ich sagen: persönliche Macht, die durchdringende Wucht, mit der er kraft seiner Ursprünglichkeit an eine Sache heran-

geht, zu beobachten. Er macht jede Sache einfach und jede Sache groß; die verwickeltsten Dinge, das Menschliche darin, zeichnet er mit wenigen, einfachen Strichen; und wenn er eine Sache erklärt, begreift man, daß die schicksalsschwangere Geschichte eines Landes, die den meisten wie die mystischen Beschlüsse der Vorsehung erscheint, nichts anderes ist, als ein Vorgang in der ganz alltäglichen Phantasie eines energischen Mannes. Björnson spricht von der letzten, schweren Staatskrise in Norwegen und reduziert sie zu einer Bagatelle, einem Samenkorn, das zu Erde wird, aus dem aber der Baum der Zukunft hervorsprießen soll; er hat zu allem die Mittel, er lebt ein für allemal in der Atmosphäre der Wesentlichkeiten. Nachdem er die fruchtbare Stelle an dieser scheinbar unfruchtbaren Affaire gezeigt hat, stürzt er sich wie ein Prairiebrand über etwas so Geisttötendes, wie die Frage einer Eisenbahnlinie im nördlichen Norwegen. Dann verbreitet er sich über die Mjö-Sache*), eine Frage, die mit Schmerzen das ihrige dazu beizutragen scheint, ein Volk aus seinen Altertumsillusionen ins moderne Leben hinein zu reißen, er streift eine jede Sache, die die Zeit durchmacht, und auf alles drückt er die leichtfaßliche Adelsmarke seines Wesens. Er spricht indessen auch vom Wetter, von seinen Kindern, von allen Menschen, er zeigt sein Haus, seine Bilder, all

*) Ein Problem in Norwegen wegen der Regulierung der Wasserkraft des Sees Mjöen.

die Dinge, die sich um ihn gesammelt haben, und die mit vielen verschiedenen Stimmungen die Erinnerungen aus dem Leben dreier Generationen tragen, in Lust, in Sturm und Anstrengungen, schließlich in der fruchttragenden Gleichförmigkeit des Alltags, und endlich in der Stille, die das Altenteil aller Geschlechter ist. Er führt mich auf den Hof zwischen die Wirtschaftsgebäude, zeigt mir seine Wagen und Schlitten und verweilt besonders bei der eleganten Kalesche, mit der er kürzlich wie ein ungekrönter König langsam durch denjenigen Teil Norwegens auf Besuch gefahren ist, wo er die Eisenbahnanlage wünscht. Er wird nicht müde, er kann nicht müde werden, denn er wächst ja noch heutigentags wie er immer gewachsen ist, er lebt nach dem Gesetz einer Entfaltung, die nicht zehrt und verbraucht, er ist eben.

Es gibt nichts Größeres als ihn gesehen zu haben.

Und als ich nun Björnson gesehen hatte und voll guten Mutes weiterzog, über die starken Berge hinüber, über den Jotunhejm, wo ich das Wetter aufzusuchen gedachte, und als ich, ohne es gefunden zu haben, zu meinem eigenen Tiefland zurückkehrte, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: Ich kurzsichtiges und schwaches Wesen hatte nicht erkannt, daß das Ziel erreicht war, als ich Björnson gesehen hatte, es trieb mich natürlich rastlos weiter, aber die Quellen des Regens, das Wetter, der Sommer und der ewige Schnee, das

alles war ja er! Er war es, der während des ganzen Frühsommers so unbarmherzig geregnet hatte, auf daß der Herbst gut würde! Er, der große, weiße Björnson, war die Wolken und der Sonnenschein, die hellen Nächte und der Regen, April und Hochsommer, wilde Blumen und Korn, das ganze brausende Orchester der nordischen Natur!

1857—1907

In diesem Jahre, wo ein halbes Jahrhundert vergangen ist, seit Björnson dem nordischen Volke das erste, voll ausgeformte Kristall seines Wesens gab, Synnöve Solbakken, das seither von zwei Generationen wie ein magisches Prisma, in dem sich der ganze Volkscharakter bricht, hochgehalten worden ist, in diesem Jahre wird dem Einen, dem Mann in der Mitte, dem großen Nordländer, von vielen Millionen Menschen in der ganzen Welt ein dankbares Gedenken zuströmen.

Man begreift, daß Björnsons Produktion sich so wunderbar frisch hat erhalten können, wenn man gesehen hat, wie er mit seinen 75 Jahren noch vollkommen auf der Höhe seiner Zeit ist, mehr wirklich modern, als mancher, der über die Oberfläche des Jahres 1907 dahinstreift. Seine Natur gleicht der der Koralle, die nur in ihren letzten und obersten Schichten lebt, obgleich alle früheren noch ungebrochen erhalten sind. Diese einzig dastehende Fähigkeit, stets in der Lokalfarbe des Augenblickes aufzugehen, ist es gewesen, die Björn-

sons Schöpferkraft vor fünfzig Jahren bedingte, und sie ist es, die uns jetzt Synnöve und den Björnson von heute, wie zwei urfrische Äußerungen ein und derselben Kraft, nebeneinander zeigt. Diese Kraft ist Liebe.

Es gibt nichts Einfacheres in der Welt als dies: an alles und an alle mit Sympathie heranzugehen. Und doch ist es das fürstliche Privilegium der Kraft. Wer die Gastfreiheit des Herzens besitzt, der besitzt die Liebe; zu dem muß man aufsehen. Dies ist das erste Naturgesetz, und es ist keiner Veränderung unterworfen.

Was ist nicht alles seit 1857 geschehen, was lassen sich nicht für Unterschiede in dem rein täglichen Leben nachweisen — die ganze Kolossalentwicklung der Industrie und Technik fallen in diese Periode, der norwegische und der europäische Horziont sind gesprengt und zu neuen Zivilisationsaussichten erweitert worden, der menschliche Typus selbst ist ein anderer geworden, das meiste der damaligen Literatur ist vergessen und das große Kulturniveau ist um eine so gewaltige Stufe erhöht worden, daß man es noch vor drei Menschenaltern für unmöglich gehalten hätte, daß Menschen diesen Schritt machen können; Werte, mit denen man sich voll blutigen Ernstes in jedem Jahrzehnt beschäftigte, sind ganz einfach vergessen, haben keine Spur hinterlassen — Björnson aber ist derselbe geblieben. Sein Jugendwerk scheint noch heute dem Tage entsprungen zu sein.

Während andere unternehmend Brunnen für die Ewigkeit auf dem Marktplatz gruben, Menschenwerk, das jetzt wie altes Holz aus der Erde gegraben werden kann, sprudelte er wie eine Grundflut hervor, die die Stadt versetzte und die stets den Platz derselben bestimmen wird.

Seine Bedeutung wird wachsen. Sein Name war das Höchste für alle die, die er in seinem langen, ehrenvollen Leben zu seinen Zeitgenossen machte, aber er wird für alle Zeiten wie eine Idee dastehen. Wenn man unter der Idee den Selbsterhaltungstrieb der Rassen versteht, wird in seinen Werken und seinem Beispiel Stoff genug zu dem menschlichen Inbegriff vorhanden sein, von dem ganze Völker sich jahrhundertelang leiten lassen. Die Tragweite von Björnsons Wesen hat nie eindringlicher auf die Zukunft hingewiesen als jetzt, wo sich in allen germanischen Landen neue Kräfte rühren, wie er und vor ihm Grundtwig sie geträumt haben, die dasselbe Symbol suchen, um in derselben Richtung zu wirken. In Deutschland glimmen Ahnungen, die zur Gewißheit führen können, daß der innerste Ursprung der deutschen Seele im Norden zu suchen ist; in Amerika liegt die Ahnung tiefer, aber mit noch größerer Macht. In Deutschland ist Björnson noch nicht ganz durchgedrungen. In Amerika aber wird er einst am höchsten geschätzt werden.

Er wird es stets bleiben, der mit seiner lichten, siegreichen Natur den nordischen Geist von der

Urzeit zu jedem Datum, das er prägte, geführt hat. Er hat dem Bauern die Saga wiedergegeben. Im Augenblick legt er sich für Eisenbahnen ins Zeug. Er ist stets dort gegenwärtig gewesen, wo Häfen flaggten und Land urbar gemacht wurde. Der Tag ist sein Merkmal immerdar.

In unserer Zeit ist Reisen keine Sache, man kann alle Meere befahren, fast gleichzeitig an allen Orten sein. Ich aber bin nirgends in der Welt unter Skandinaviern gewesen, wo man nicht ein Buch von Björnson besaß oder, was noch größer ist, ihn kannte, wußte, wer Björnson war, ohne überhaupt jemals ein Buch aufgeschlagen zu haben. So tief dringt er in die Volksschichten ein, er ist ein Teil des Bewußtseins aller jetzt lebenden Völker.

Wir, die mit ihm geboren sind, werden es als einen festlichen Gedanken empfinden, daß er vor einem halben Jahrhundert mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, die einfache Wahrheit, die uns jetzt durch Vererbung im Blute siedet, hervorblitzte. Ach, Björnson legte den Weg damals mit der Postkutsche zurück, und doch werden wir ihn nie einholen! Ebenso wie Musik vor den Instrumenten da ist, so ist er derjenige, in dem alle Dinge vorhanden sind.

Statt aber das umfassen zu wollen, was die Zeit selbst ist und über unseren Horizont hinausgeht, wollen wir in uns gehen und Synnöve noch einmal lesen. Und wenn wir uns vielleicht schä-

men, unserer Bewegung Ausdruck zu geben, dann wollen wir schweigen, und dafür einst eine Tat verrichten, eine gute Arbeit, die Björnsons lichtem Geist geweiht ist.

HAMSUN

Zur Naturgeschichte des Bauern:

Irgendwo im nördlichen Norwegen sollte ein Felsen für eine neue Eisenbahnlinie gesprengt werden, und als der Minenschuß gefallen war, kam ein Riese in dem Rauch und Steinregen zum Vorschein, ein Riese, der einst durch einen Bergsturz in einer Kluft eingesperrt und jetzt befreit wurde; es war Knut Hamsun. Er schritt dahin mit langen Armen und Atlasschultern, spähte nach dem Guten aus, naseweis, das Herz lag ihm in den Augen, seine Brust aber war gegen Mißgeschick gestählt wie ein Amboß, er war stark wie ein Büffel und von weicher Empfänglichkeit wie ein Kind, ruhig, aber voll Wetterwendischkeit des Gemütes. Er steigt aus dem Felsen hervor und kommt heran, vorsichtig schleichend wie ein gefährliches Wesen, er knirscht leise mit den Zähnen und streckt den Kopf vor, als wittere er mit den Haaren; aber er will niemanden fressen. Die Gefangenschaft hat ihn nicht bösartig gemacht, sondern nur bedürftig nach Gesellschaft...und darum schließt er sich ohne weiteres den Eisenbahnarbeitern an, die ihn befreiten, tut ihre Arbeit, und ist vorläufig nicht

von ihnen zu unterscheiden! Späterhin aber setzt er den Ingenieur durch die urfrische Intelligenz in Erstaunen, die seinen zottigen Kopf zum Tummelplatz aller Gedanken macht und durch das fröhliche Übermaß von Schlauheit, das ihm geradezu aus den Fingerspitzen sprüht, und es dauert nicht lange, so saust der Riese mit der neuen Eisenbahn in die Stadt, um durch alle Entwicklungsphasen das zu werden, was damals das Größte in der Welt war, Dichter.

Die Dichter waren damals noch die Größten in Norwegen. Jetzt ist es anders geworden. Es wird von den Führern kein Genie mehr verlangt, und die Literatur ist in Norwegen ebenso wie anderwärts eine Beschäftigung für Bettler geworden. Hamsun aber wurde Dichter, weil er es war. Und noch tönt er, noch verschwendet er von seinem Reichtum, ohne jemals „etwas geworden" zu sein, immer noch derselbe wie im Anfang, ein Fabelschmied und Betörer. Und während Norwegen sich in leeren Hofformen übt, ist Hamsun da, um zu zeigen, daß die wahre königliche Verschwendung, die Majestät von der Hand der Natur, die Kraft, die sich selbst zu nähren scheint, der Verstand, der wie ein Blitz, Blitze zeugt, die Seelenwärme, die alles Lebende hebt, die vegetative Süßigkeit, die das Dasein zu einer Dankesschuld macht, die an Tiere, Pflanzen und Steine zu entrichten ist, daß alle diese angeborenen Eigenschaften das Krongut des Bauern sind; während

Norwegen alles einsetzt, um sich zu einer Garnisonstadt zu machen, mit einem eigenen provinziellen Slang, der das Gift so gut weiterführt, braucht Hamsun sich nur zu zeigen, um daran zu gemahnen, daß alle freien Fähigkeiten: die Naturbegabung, die Freundlichkeit und das unerschöpfliche Herz, vom Bauern abstammen und dem Bauern gehören, solange die Rasse noch von Meer, Berg und Wald so aufrechterhalten wird, wie Norwegen sie geschaffen hat.

Hamsun ist seiner Natur treu geblieben.

Trotzdem muß ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er seinen mehr als fürstlich ausgerüsteten Kopf nicht dafür eingesetzt hat, um in der norwegischen Politik eine führende Rolle zu spielen; seine Umgebung hätte dann für ihn und seinesgleichen ein passenderes Aussehen bekommen. Weshalb sollten glänzende Tauschgeschäfte mit Parlamentariern der Gegenwart nicht mit der Herausgabe sorgloser Dichterwerke und, wenn nötig, mit der Neigung zu Wein und Frauen vereinigt werden können? Wahrscheinlich hat Hamsuns langjähriger Aufenthalt in Amerika so bestimmend auf seinen Bürgersinn eingewirkt, daß er später die Wichtigkeit eines äußeren Rahmens des Staates überhaupt nicht mehr zu empfinden vermochte; aber er hätte gleichzeitig den Eindruck empfangen müssen, daß in jedem aktiven Mann eine keimende Präsidentenwürde lebt, die sich nicht kränken lassen darf. Wie die Sache liegt, kann man in-

dessen von Hamsun nur als Dichter, als geistigem Erzeuger sprechen.

Als solcher ist er der Bauer in excelsis. Keiner ward so wie er von der Glorie des primitiven Menschen umstrahlt, von allen unvergleichlichen, erdentsprungenen Eigenschaften des Bauern, von dem, was man Phantasie nennt, dem organischen Zusammenklang von Sinnenwahrnehmungen, ererbten Vorstellungen und persönlichen Aneignungen, die in ihrer höchsten Fruchtbarkeit das Bild eines großen Naturspieles darbieten; und niemand hat sich wie Hamsun im Besitz jener angeborenen Erweiterungskraft des Gemütes gezeigt, die aus dem Bauern, als dem ursprünglichen Wilden, den modernen Menschen geschaffen hat — vom Nordländer bis zum Amerikaner — und die sich bei Hamsun durch die Leichtigkeit äußert, mit der er es vermocht hat, über alle Entwicklungsstufen zu springen und auf der Höhe seiner Zeit zu landen. Er stammt aus dem Volke, in einem entlegenen Teil Norwegens und nahm den Namen eines Sundes in Nordland an — Thule, dessen Personifikation er noch heute ist — und ohne eigentlich etwas gelernt zu haben, ohne Examina oder Schulen irgendwelcher Art, eignete er sich die umfassende Kultur seiner Zeit an, und nicht nur dadurch, daß er ihr gerecht wurde, sondern indem er sie erneute und ihr voranschritt ...

Doch halt. Hier ist eine Disharmonie, von der sich die Linien der ganzen Hamsunschen Produk-

tion herleiten lassen. Keine Disharmonie seines Wesens, denn das hat stets in sich selbst geruht, ist immer genuin wie ein Grundstoff gewesen, wie es uns am glücklichsten aus „Hunger“ entgegenschlägt. Das ist das Buch von der nackten Liebe; es handelt von einem Menschen, dem mitten in einer Großstadt alles genommen ist, alles, bis aufs Brot im buchstäblichen Sinne, und in diesem Menschen ersteht die Herrlichkeit des Daseins dadurch von neuem, daß die panische Liebe sich ganz einfach nicht aus seinem Herzen heraushungern läßt, sondern nur glühender wird, je mehr er die Erfahrung macht, daß nur die Steine ihn wohlwollend betrachten und nur die schwarze Erde sich seiner annehmen will. „Hunger“ ist eine Erzählung vom Blute, von der Lebensquelle, in der der Puls des inneren Weltfeuers mit eruptiver Kraft schwingt, es ist ein Lied von dem vitalen Mysterium, von der Körperwärme, diesen 37 Graden, die uns von der Sonne entliehen sind und uns in ein Liebesverhältnis zur Erde und zum Siebengestirn versetzen (Worte, wie Hamsun sie ungefähr hätte brauchen können). „Hunger“ handelt darum von allem anderen als von Entbehrung, es ist eine Rückkehr zu den ersten Dingen; es handelt von einem Mann, der, weil er von allen verlassen ist, die Erde wiedersieht und durch sein siedendes Blut sich auf sein Schöpferanrecht auf das Universum beruft. Weit davon entfernt, ein Buch über Armut zu sein, handelt „Hunger“ im Gegenteil von der

Kraft, mit der ein Elementargeist sich nach Entfaltung sehnt, nach der Hebung der Schätze seines Wesens.

Hamsuns Grundwesen ist ganz und rein, vorwärtseilend wie ein Sturm. Was das eigentliche Leben betrifft, so zweifelt er nicht, er ist im höchsten Grade Sanguiniker. Die Welt ist also gut; Hamsun umfaßt sie mit einem riesenhaften Optimismus. Wenn aber Hamsun trotz seiner blendenden Begabung und trotz seines Erfolges das alles überragende Werk, das in ihm lag, nicht hervorgebracht hat, so ist der Grund der, daß er sich seinerzeit von der Stadt und von der Kultur der Stadt Einhalt tun ließ. Er hätte es nicht nötig gehabt, seinen Lauf zu verringern, weil er solch betäubendes Kulturzentrum wie Kristiania passierte; aber er tat es. Er schluckte zu viel Staub vor den kleinen Stiefeln der Kristianiadame — sie ist freilich auch reizend. Aber sie stoppte Hamsun. Zeitig bereits vereinigte er in einem Schauer von Schmerz seine Vorstellung von Sieg, Victoria, mit dem kleinen Frauenzimmer, von dem er nicht lassen konnte. Man lese in „Pan" das herzzerreißende Kapitel XXIII, wo in einem tragischen Zwiegesang die Geschichte von den beiden erzählt wird, die nacheinander verlangen wie Feuer und Holz, und die sich nicht bekommen können, weil das Brennholz nicht Asche werden und das Feuer nicht ausgehen will. Hier steht der Bauer und sehnt sich nach Verfeinerung, und vor ihm

steht das Kulturweib, in deren Nerven das Verlangen nach seiner Naturkraft zu einer Krankheit geworden ist. Sie werden einander nie bekommen. Es handelt sich hier um mehr als um diese Geschichte, es ist die ewige Geschichte der Geschlechter. Für Hamsun aber war das, was er tragen und was sie, die er nicht verstand, leiden mußte, genug. Er hat seither wie ein gefesseltes Tier mit dem Kopf geschüttelt, er hat die Geschichte in „Victoria", in „Schwärmer" und jetzt zuletzt in „Unterm Herbststern" wiederholt, er ist grau geworden vom Grübeln über das Wunderbare: warum er gerade das Mädchen nicht vergessen konnte, das ihn nicht haben wollte. (Die, die wollten, hat der Schlingel nämlich vergessen.) Indessen, er kam nicht hindurch. Er bezwang viele Mädchen, das Weibliche aber überwand er nie. Er wurde als Dichter verhätschelt, aber er begegnete nirgends einer Kritik. Auch das tat ihm Einhalt, und das eine war eine Folge vom anderen. Weil er nie in der Liebe siegte, streifte er nie seine Jugend von sich ab, brachte es nie zur Familie und wurde deshalb nie ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Aber nur der, der sich das reife Gefühl angeeignet hat, zwischen allen und für alle zu stehen, kann es auf die Dauer ertragen, allein zu arbeiten, ohne oder gegen die Kritik. Weshalb sollte ein Führer von der Beachtung einiger Kritiker abhängig sein, wenn er sich mit den stummen Millionen im Bunde fühlt?

Hamsun verachtet natürlich jeden rezensierenden Bettler, der als Dank für Speis' und Trank seinen Mist auf seiner Treppe niederlegt; aber dennoch ist es Tatsache, daß Mangel an wirklichem Verständnis schuld daran war, daß Hamsuns Seele sich nie voll entfaltet hat. Victoria ... nein!

Die Kultur hat Hamsun zu viel zum Grübeln gegeben. Ach, ihr Götter, die Kultur, die aus etwas so übermenschlich Vornehmen besteht, wie mit der Gabel zu essen und die Kornarten nicht voneinander unterscheiden zu können. Diese Dinge studierte Hamsun um zu lernen, wie er sich benehmen mußte, um einer Frau den Gefallen zu tun, sie zu beugen, ohne sie mitten durchzubrechen. Diese Anfangsgründe beschäftigten den Riesen so sehr, daß er nie durch die Stadt hindurch und auf der anderen Seite wieder herauskam. Er vergaß seinen Zweck, fand nie seinesgleichen, und was soll ein Mann mit sich selbst?

Hamsun als Unikum betrachtet, gehört in ein Museum. Wenn er in seiner Art einzig dastehend wäre, würden wir ihn mit Dank als eine Sehenswürdigkeit annehmen und an eine Fossilsammlung weitergeben. Glücklicherweise aber ist Hamsun ohne eigenes Verdienst viel mehr als eine Kuriosität, er ist der Typus des nordischen Bauern, ungehemmt und in vollster Blüte. Ich habe einen Burschen in Himmerland gekannt, der Hamsun auf ein Haar glich, und habe ihm auch, wenn ich es hier erwähnen darf, in einer

Erzählung ein Denkmal gesetzt, die übrigens durch und durch eine Wirklichkeitsschilderung ist. Dieser Bauernbursche hatte dasselbe riesenfrische Temperament wie Hamsun, war ein Hexenmeister in allen Fertigkeiten, nur daß ihm sein Sinn nicht nach Literatur, sondern nach Physik stand. Die schaffende Kraft aber ist dieselbe bei beiden, sie wurzelt im Naturgefühl, in der Urstimmung, aus der die Dinge sich widerspiegeln und die der Generalnenner für die Naturwissenschaften und die Poesie ist. Ein jeder Bauer besitzt diese Urstimmung. Die angesehensten literarischen Schätze stammen von Namenlosen aus dem Volke. Die Naturlehre, die Empirik hat auf dem Felde begonnen. Die Ungeheuer in der Volksphantasie entsprechen dem, was die Wissenschaft an fossilen Tierformen kennt. Die ganze moderne Zivilisation von Newton und Georges Stephenson bis zu Darwin und Edison ruht auf der naturbestimmten Phantasie des Bauern. Es ist nicht zu befürchten, daß der Bauer nicht modern sei oder keine Kultur habe.

Da nun Hamsuns Sache auf diese Weise gerettet ist, wollen wir das kleine preziöse Stadtfräulein, das er nicht überwinden konnte, vergessen, zugunsten des sanften Bauernmädchens mit den großen Händen, die im Hintergrund seiner Produktion steht und zu der er sich nicht zurückfinden konnte. Vergessen wollen wir, daß er sich von seinem Erbeigentum isolieren ließ, statt sich dessen zu bemächtigen. Denn trotz

dieser Fehlgriffe bleibt ein großer und dauernder Klang in Hamsuns Werken zurück, die Fruchtbarkeit, die süße und erschütternde Sprache der Natur.

JACOB KNUDSEN

Seite an Seite mit dem Durchbruch des Bauernstandes in der dänischen Politik, geht eine Neubewegung in der Literatur. Weil sie ebenso wie bei der ganzen Linken-Bewegung die meisten ihrer Männer aus dem autochthonen Jütland geholt hat, hat man sie die jütische Bewegung genannt. Dabei wird die Richtung nicht von der geographischen Beschränkung bestimmt, sondern von der Rasse. Und in erweiterter Bedeutung erstreckt die jütische Bewegung sich über alle Weltteile.

Eine Charakterisierung von Jacob Knudsen bedeutet fast eine Charakterisierung der ganzen Bewegung. Er ist der Veteran der Schule und ragt aus einem Boden, der für uns nur Dunkelheit bedeutet, durch die Luft einer Generation, die wir nicht geatmet haben, geradeswegs in unsere eigene Zeit hinein; und seine vollkommene Balance beweist, daß er von Anfang an richtig gestanden hat. Er ist seinem Gemüt gefolgt. Er ist der Priester des Instinktes. Seine Kunst ist die Freistätte der Triebe, die heidnische Majestät der Volksseele, die Natürlichkeit.

Am stärksten und monumentalsten formt Jacob Knudsens Kunst sich in „Der alte Pfarrer". In dieser Gestalt zeigt er sich selbst, sein Geschlecht und das Milieu desselben, darin weist er den Ursprung einer Persönlichkeit nach, ihre Entwicklung und die Bedingungen, unter denen sie ihr Gleichgewicht gewann: der Mann und die Zeit. Es gibt keinen schöneren Typus für den Heiden und Gottesmann, für den Menschen und Seelsorger als den alten Pfarrer Mogens Castbierg. Für Jüten hat er einen ganz besonders unschätzbaren Reiz, weil wir ihn allesamt gekannt haben, von ihm konfirmiert worden sind; weil wir ihn geliebt haben, wenn er, was häufig geschah, aus seiner Rolle als Theolog herausfiel, zugunsten seiner Eigenschaft als Mensch. Der jütische Boden muß besonders günstige Bedingungen zur Entwicklung dieses Geistlichen gehabt haben. Vielleicht war es die Abgelegenheit der Landschaft, der eigenartige Charakter der Bevölkerung, die aufrichtige Barschheit mit der Schwäche des Fleisches gepaart, die aus dem starken Studenten der Theologie, der selbst von Bauern abstammte, diesen ausgeprägten Typus schuf.

Wenn aber der alte Pfarrer auch eine bei Dänen und im besonderen bei Jüten bekannte und geschätzte Gestalt ist, so muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihr Geheimnis, die Kraft der Gestalt, von ihrem internationalen Ursprung herrührt. Sie besitzt Züge, die in dem

Zusammenstoß der gemeinsamen, germanischen Natur mit dem Christentum tief begründet sind. An ähnlichen Gestalten kann man Gösta Berling nennen, den verrückten Wärmländer, bei dem die Natur auch über die Erziehung ging. Selma Lagerlöf hat in ihm, mit einem weiblichen Zusatz von schöner Schwärmerei, dieselbe hochgespannte und doch harmonische Vereinigung von Kavalier und Geistlichen gesehen, wie Jacob Knudsen in dem alten Pfarrer. Man kann an Kleists Michael Kohlhaas erinnern, die Inkarnation des deutschen, lange Zeit friedlichen, zuletzt aber unregierlichen Bauerntemperaments. Ferner sind da Vergleiche mit König Sverre. Mit Frenssen. Am meisten aber drängt sich der Vergleich mit Luther auf. Ohne Jacob Knudsen mit einem Eingehen auf seine eigene Person plagen zu wollen, muß ich doch sagen, daß mehr Leute als ich die auffallende Ähnlichkeit zwischen seinem und Luthers zünftigem Kopf gesehen haben. Um sich aber an „den alten Pfarrer“ zu halten, so ist auch hier die Ähnlichkeit mit dem großen Reformator und Volkserlöser auffallend genug. Dieselbe Rückkehr zu dem von Gott gegebenen Fleischlichen, derselbe Mut, der die Konsequenzen auf sich nimmt, die Religiosität, die tiefer wurzelt als in der Theologie. An einer Stelle im „alten Pfarrer“ wird dieses göttliche Naturgefühl, die Frömmigkeit, die auch die Heiden kennen, erklärt. Am meisten aber gleicht Mogens

Castbierg Luther in seiner wunderbar großen Gabe, den Menschen Absolution zu erteilen. Dies ist eine Fähigkeit, die nicht untersucht werden kann, einige besitzen sie, Frauen ebensogut wie Männer, es ist eine Geschlossenheit des Charakters, durch die man imstande ist, sich ganz auf die Sache eines anderen zu konzentrieren. Wer ganz ist, kann heilen. Wie Luther das Gewissen eines ganzen Volkes kräftigte, so erlöst der alte Pfarrer seine Pfarrkinder, weil er sie versteht. Ach ja, wie gut standen in alten Zeiten die Bauern und ihre Pfarrherren miteinander — sie sündigten und er verdonnerte sie; im übrigen blieb die ganze Angelegenheit möglichst in der Gemeinde. Ebenso der alte Pastor Castbierg, der aus seiner starken Natur heraus einem Mörder, dessen Recht er erkannt hat, vollständige Absolution erteilt. Als er aber sieht, daß es nur Flugsinn war, der zu der Mordtat geführt hat, daß der Ärmste nicht moralische Kraft genug besitzt, um für seine Tat zu kämpfen, da gibt er ihm die Freiheit zu sterben. Friede allen Seelen! Wie gleicht er darin Luther, der den Bauern die Bibel in ihrer eigenen Sprache gab, mehr konnte er ihnen nicht geben, der aber aufforderte, sie wie tolle Hunde niederzuschlagen, als sie den Aufruhrgedanken als Aufforderung ansahen, sich wie wilde Tiere zu benehmen — Menschen wollte er sehen!

Nichts deutet darauf hin, daß Jacob Knudsen sich selbst über die Verwandtschaft mit Luther

klar gewesen ist. Die Gleichheit liegt in der seelischen Bewegkraft, die von dem, der sie besitzt, nicht erkannt zu werden braucht, und Jacob Knudsen ist in seinem offenen Bewußtsein nur lokal dänisch. Tief in seiner Natur aber fließt das urgermanische Blut. Der Ausgangspunkt seines Wesens ist derselbe, von dem auch Grundtwig vor ihm ausging, nämlich die Stelle im Volkscharakter, die am tiefsten liegt und sich nach Nord und Süd weit über die Grenzen erstreckt. Deshalb ist Jacob Knudsen einer der intimsten Kenner der Grundtwigschen Tradition. Sein großes Werk „Gärung“ und „Klärung“ enthält hauptsächlich im ersten Band die reichste und reinste Quelle zum Verständnis der Grundtwigschen Bewegung. Jacob Knudsen steht nicht außerhalb dieser Bewegung, sondern über derselben.

Die neueren Schriftsteller mit volkstümlichem Instinkt, „die Jüten“, die Volksschriftsteller, die Freiluftschule oder wie man sie sonst nennen will, gehen nicht mit dem Namen Gottes auf den Lippen ans Dasein heran, ohne darum irreligiös oder jedes Glaubens bar zu sein. Die Wissenschaft hat ihnen zur Natur verholfen, zu Darwin; die moderne physische Welt hat ihnen die ungeheure Gemeinschaft eingeblasen, die die neue Gemeinde und die neue Lebensbestätigung und größer als der Glaube ist.

Sie kennen Grundtwig sehr gut, haben ihn aber in einen modernen Stil übersetzt. Was der große

Seher dunkel in seinen geschichtlichen Gesichten ahnte, wird heutzutage alltäglich unter dem Symbol des Verkehrs betrachtet; statt Träume: Reisen; als Ersatz fürs Himmelreich: Amerika.

Was Grundtwig unter nordischem Geist verstand und was später zu einem heiligen Mysterium, einer Art Gnadenmittel geworden ist, muß jetzt kurz und gut Arbeit heißen. Man kann in einem gewissen Geist handeln, alles übrige ist Unsinn.

An Stelle der „Edda" tritt die moderne Presse; als ein bescheidener Anhang zu den Heldenliedern: die Politik.

Grundtwig war Dänemarks erster Freidenker, seine revolutionäre, kirchliche Anschauung muß jetzt aber folgerichtig aus den Naturwissenschaften neue Nahrung ziehen. Das neue Geschlecht ist ganz und baut auf seine eigene Kraft; niemand hat einen sichereren Blick dafür als Jacob Knudsen. Darum beugen die Jungen sich auch vor dem Wunder, daß ein Mann, mit demselben Blut, das auch uns in den Adern fließt, die Fähigkeit besitzt, es im Takt mit Mythen, die uns fremd geworden sind, pulsieren zu lassen. Darin liegt kein geringes Anpassungsvermögen, selbst wenn dadurch das Christentum eine ziemlich heidnische Färbung bekommt. Unter allen Umständen waren unsere Vorfahren doch Christen und trugen es ehrbar; sie mußten dafür sorgen, daß ihr Glaube auf die eine oder die andere Weise mit ihren Taten übereinstimmte — jedenfalls hinterher. Was für

moderne Menschen lächerlich oder gemein wäre, war für die Alten nur ehrenvoll.

Die monumentale Bedeutung des „Alten Pfarrers“ liegt darin, daß er ohne Bruch mit dem, was war, den Irrtum nicht ausgeschlossen, den Mann aus seiner Zeit hervorhebt.

MODERNER HUMANISMUS



DIE FREILUFTBEWEGUNG

Das, was man sich in den letzten Jahren durch eigene Anschauung, durch Lektüre oder Bilder angeeignet hat, vereinigt sich zu dem Eindruck, daß sich augenblicklich in der ganzen Welt eine Strömung bemerkbar macht, die auf das Primitive hinausgeht, ein allgemeiner, erwachender Sinn für Natur und Gesundheitspflege, der unter anderem seinen Grund in der notwendigen Reaktion hat, gegen die ungeheure Entwicklung der Stadt und deren Technik im vorigen Jahrhundert. Man könnte diese Bewegung Freiluft- oder Außenkultur nennen (auf englisch Outing) oder, des Gegenstandes halber, Naturbewegung, oder, um sie auf dem Hintergrunde der Geschichte zu sehen, den modernen Humanismus.

Wenn man den Humanismus seinem Wesen nach versteht, nämlich wie eine Bestrebung, der Menschheit ihre harmonischen Entwicklungsbedingungen zurückzugeben, indem man sie von Dogmen und geistigen Verkrüppelungen befreit, so hat der Humanismus mehrere Blütezeiten gehabt und ist dann wieder erstickt worden, indem er sich in seine eigene in sich selbst unfruchtbare Idee verwickelte. Da ist vor allen Dingen das freie und glückliche Heidentum der Griechen, das Leben, das sie einfach als Menschen lebten, und dies ist der ursprüngliche, noch bis heute gültige Huma-

nismus. Dieser freigeborene und schöne Typus der Kultur wurde von den Schreckenskammern des Mittelalters abgelöst, von häßlichen Märtyrern und Heiligen in Sack und Asche. Die Renaissance versuchte Apollo wieder zu errichten und zu der persönlichen Grundlage des Daseins zurückzukehren; diese Richtung beansprucht vor allem den Namen Humanismus, viel mehr aber bedeutet sie nicht. Sie hatte das Pech, sich in dem Maße mit Gelehrtheit auszurüsten, daß sie zuletzt nicht mehr schreiten konnte, sie verlor sich in kritischer Philologie mit altgriechischen Schauspieldichtern als Gegenstand, anstatt zu olympischen Spielen zurückzukehren; dieses klassische Mißverständnis genießt übrigens noch heutzutage weiteste Verbreitung. Verherrlichung der Vorzeit und Unproduktivität gehen immer Hand in Hand, ebenso wie es zu jeder Zeit geistige Armenhäusler gegeben hat, die von schöneren und stilvolleren Wirklichkeiten fabeln, als die, die sind.

Nachdem die Renaissance in die Bibliothek gewandert war, kehrte man mit Rousseau von neuem zur Natur zurück. Er war ein ungeduldiger Mensch, der nicht auf die Aufklärung der Mysterien der Aoristformen warten konnte. Rousseaus Lehrlinge blieben natürlich in den Werken, die er über Menschlichkeit schrieb, stecken, und da man doch vorwärts wollte, mußten die Einfältigen die Initiative ergreifen, wie zum Beispiel ein gewisser Pastor Kneipp, der für den Nutzen

der Natürlichkeit mit Hinsicht auf die Füße wirkte, den Kopf aber ausließ — und so ist es auf und nieder gegangen, zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Augenblicklich hat es wieder den Anschein, als ob eine neue humanistische Lebensanschauung oder richtiger Lebensaneignung im Durchbruch ist und diese scheint von durchgehends volkstümlicherer, handfesterer und weniger exklusiver Natur zu sein. Man braucht, was Dänemark betrifft, nur J. P. Müller zu nennen.

In Amerika, der Heimat aller demokratischen Höhenflüge, wo nicht ein einzelner schwatzt, sondern alle handeln, in Amerika hat die Freiluftbewegung augenblicklich fast den Charakter einer craze, einer Modesache und Leidenschaft angenommen. Die Amerikaner sind immer große Sportsleute und Jäger gewesen, haben sich in der Natur getummelt, wie Teile derselben, wie Elementarwesen; die ganze Bebauung Amerikas ist eine lange Erzählung von Leuten, die sich kopfüber in die Wälder stürzten — pioneers, o pioneers! — „Amerika“ ist der Inbegriff aller Rückkehr zur Natur.

Nachdem man aber drüben zwei solche Öfen wie New York und Chicago gesehen hat, in denen die Menschen zu Tausenden zu Asche verbrennen, hat die Sehnsucht nach Abkühlung, nach dem Anfang, das Naturverlangen mit fast panischer Stärke zugenommen. Alle Welt flieht aus den Städten, und kann man ihnen nicht ganz den Rücken

kehren, teilt man sein Leben zwischen fieberhafter Börsentätigkeit in der Wall-Street des Wochentags und einem genügsamen Waldmenschenleben in den Bergwäldern von Adirondack von Sonnabend bis Montag oder während der Sommerferien — the simple life.

Ein jeder Amerikaner wirft die Überkultur von sich ab, wenn er dazu Gelegenheit hat, und erfrischt sich als einfacher Mensch unter offnem Himmel mit der Axt oder der Büchse, wie seine abgehärteten Vorfahren.

Der Präsident geht an der Spitze. Roosevelt gönnt sich jedes Jahr drei Wochen, in denen er sich von den ungeheuren Regierungslasten in Washington erholt, indem er von morgens bis abends auf dem Rücken eines Pferdes die Prärie durchstreift, auf der nackten Erde schläft oder Berge besteigt, um Bären zu jagen oder meilenweit zu Fuß einen angeschossenen Hirsch zu verfolgen.

Auf diesen Ausflügen lebt der Präsident Seite an Seite mit den Kuhhirten und Holzhauern, er kann was sie können, und ist was sie sind, solange die gesegnete Ferienzeit dauert.

Alle Klassen in Amerika begegnen sich in der Freiluftbewegung, hier sind alle gleich, denn hier ist der Anfang zu allem. Alle gesunden Menschen sind gleich.

Wenn man sich an einem Sonntag in die Wälder von New Yorks Umgebung verirrt, kann man das

augenscheinlich ärmliche Bild einer Familie sehen, die ihr kärgliches Mahl bereitet. Der Vater, der durch die spärlichen Reste seiner Bekleidung verdächtig an einen Kontoristen aus der Stadt erinnert, zerkleinert Brennholz und unterhält ein kleines Feuer auf der Erde, worüber die Mutter ein Blechgefäß zum Kochen hält, die Kinder sitzen andächtig unter dem „Zelt", das aus einem Stück Leinwand und einigen Stangen errichtet ist. Hierin übernachtet die Familie. Alles ist mit Vorbedacht auf die einfachsten Formen zurückgeführt. Das Bild ist nicht ohne Komik; aber diese kleine Familie kommt dennoch von ihrem Waldausflug mit frischen Kräften für die ganze nächste Woche zurück.

Der Amerikaner jagt, fischt, segelt, radelt in seiner Freizeit, spielt Ball, reitet und reist, immer draußen unter freiem Himmel, immer draußen im Sonnenschein, Sturm, Regen oder Schnee, um die Bäume zu sehen, um sich mit den Steinen zu verbrüdern, oder um sich mit dem Wasser und dem Himmel zu vereinigen — ein Bad in dem tiefen See, der die Sommerwolken spiegelt!

Diese Bewegung ist ganz und gar praktisch, aus einer allgemeinen Entwicklung heraus entstanden, so daß sie keiner Idee ihren Anfang schuldet. Aber sie hat natürlich ihre Literatur, ist nicht ohne eine Spur im amerikanischen Geistesleben geblieben.

Der amerikanische Schriftsteller sieht sich mit offenen Augen um und nimmt sich seine Zeit zum

Lehrmeister. Auch innerhalb der Literatur ist das Freiluftleben die augenblickliche Losung, und zwar in dem Maße, daß man von einer ganzen Outing-Literatur sprechen kann. Schon bevor es eine bewußte Richtung wurde, hat Amerika ausgezeichnete Naturschilderer gehabt, Thoreau, Miller, Burrough und viele andere, bei denen die Liebe zur Natur Hand in Hand ging mit wissenschaftlichem Geschmack. Nachdem aber die Naturbeobachtung der einzig seligmachende Weg des Tages geworden ist, hat sie eine Schule gegründet, innerhalb welcher die Zahl der Autoren Legion ist, und sie hat bereits ihre Parasiten gefunden. Die Aufmerksamkeit des englisch lesenden Publikums ist augenblicklich zwischen drei vorherrschenden Richtungen geteilt, zwischen dem spannenden, erfundenen Roman, der von alters her die beliebteste Lektüre der Angelsachsen innerhalb der Belletristik war; zwischen dem großen, modernen Gesellschaftsroman — Frank Norris usw. —, der die Spannung einer eingebildeten „romantischen“ Handlung auf die wirklichen Konflikte der Gegenwart überträgt, und die Outingliteratur, die Schilderung von Natur und Tierleben in halb wissenschaftlicher, halb novellistischer Form.

Weil ein jeder auf dem Gebiete des Freiluftlebens Erfahrungen gemacht hat und mit Vergnügen das, was er liest, wiedererkennt, wird dieser Art der Literatur solch starkes Interesse entgegengebracht.

Es erscheinen Hunderte von Büchern, die Magazine sind voll von Naturstudien, das eine Magazin nach dem anderen mit der Freiluftbewegung als Spezialität schießt aus der Erde hervor, und zu dieser Kultur trägt nicht am wenigsten die moderne Illustration, die Momentphotographie bei, wovon später mehr.

DARWIN UND GRUNDTWIG

Es ist bezeichnend für die amerikanische Freiluftschule, gerade das ist ihr Humanismus, daß keiner ihrer Autoren über das allgemeine hohe Niveau hervorragt. Es liegt kein Grund vor, einen einzelnen zu nennen, weil alle etwas können, weil alle im Besitz von sowohl angeborener wie trainierter Beobachtungsgabe sind und einen hochkultivierten Sinn für Stil haben. Wenn ein vereinzelter Name einen besonderen Klang bekommen hat, so ist es entweder, weil der Betreffende sich die Strömung mit besonderem Erfolg und besonderer Energie zunutze gemacht hat oder weil er durch unfruchtbare Übertreibung absticht — und hierin sieht man bereits den Verfall der Schule — oder weil es einem einzelnen Verfasser beschieden ist, sich aus anderen, sozialen Gründen aus dem allgemeinen Niveau hervorzuheben, wie zum Beispiel Theodore Roosevelt. Der Präsident hat durch sein in die Augen fallendes Beispiel als Athlet und Naturkenner stark zur Blüte

der Outingliteratur in Amerika beigetragen, aber die Voraussetzung für seine Autorität als Schriftsteller beruht ja gerade darauf, daß er, was sinnliche Wahrnehmung und Phantasie betrifft, sich auf gleicher Höhe mit jedem andern gesunden Menschen befindet. Wenn man im übrigen dem Abstammungsverhältnis der modernen englischen Freiluftliteratur nachspüren will, so ist es wohl zweifellos, daß sie in ihrer Kunstform von Kipling herrührt.

„Das Dschungelbuch" ist das moderne heidnische Evangelium, das das Bild von Tieren in freiem Zustand und von Menschen in Funktion am stärksten festhält. In seinem innersten Wesen aber läßt diese Ästhetik auf Grundlage der strengen Naturbeobachtung sich auf den Inbegriff Darwin zurückführen.

Sie beruht auf Beobachtungen in Wald und Feld, auf Erfahrungen, im Gegensatz zu den religiösen Systemen, die ihre Lebensanschauung aus mystischen Schriften schöpfen; sie stützt sich auf das, was man persönlich wahrnimmt und erlebt, im Gegensatz zum Glauben, der das Wort in dem Maße als Autorität verehrt, daß es von übersinnlichen Offenbarungen abzustammen scheint. Sie verhält sich zur Religion wie die Journalistik zur Geschichte. Deshalb braucht aber durchaus keine irreligiöse Tendenz in der naturwissenschaftlichen Lebensanschauung zu liegen, im Gegenteil. Da die Religion doch ihre Erklärung in der Natur, die

keine Kräfte unnötig verbraucht, finden muß, kann sie als die gewaltig bewundernde Vorstellung, die die Menschheit sich in ihrer Kindheit von den Naturkräften, den Wundern und Schrecknissen des Daseins machte, betrachtet werden. Die Religion war eine vorläufige, großartige Anschauung von der Gewalt der Natur und von den schwachen Kräften des Menschen. Später, als man sich Schritt für Schritt, durch Physik und Chemie zum Herrn der Naturkräfte machte, war es begreiflich, daß man mit Hilfe der gesammelten Mittel der Naturwissenschaft dieses neue Weltbild an Stelle der früheren formlosen Anbetung setzte. Die Bewunderung aber für den allmächtigen Gang der Natur, die Andacht, die Poesie des Lebens, ist dieselbe und wird stets dieselbe bleiben. Selbst wenn der Blitz zu einem elektrischen Funken reduziert worden ist, wird das Gewitter und die Glühlampe stets ein Wunder bleiben. Darum, wenn die Religion ihren Wert als Lebensanschauung verloren hat, wird es an der Zeit sein, unter anderem die Bibel als eines der herrlichsten Dichterwerke der Welt zu schätzen. Dies ist der Kern in Whitmans lyrischer Philosophie. Es besteht eine tiefbegründete Verwandtschaft zwischen ihm und Darwin, die zum Vorteil für die Idee des Humanismus von untergeordneter Natur ist, indem sie von keiner direkten Einwirkung herrührt. Der Entwicklungsgedanke lag in ihnen beiden, jeder fand auf seinem Weg dasselbe, der eine als tita-

nischer Sänger, der andere als Zoolog und Vergleicher: den Menschen in seinem wahren Verhältnis zur Natur. Das Evolutionsgesetz entstand doch nicht dadurch, daß man es plötzlich entdeckte; es muß immer wahr gewesen sein, daß die Natur sich von selbst entfaltet, und daß man zur Erkenntnis dieser Tatsache gelangte, scheint ebenfalls eine geistig natürliche Entfaltung zu sein, die durch das Leben wie eine Einheit bestimmt wird, in der Wachstum ist.

Es wird nur verlangt, daß man sich nicht verschließt.

Wenn die Menschheit einzelnen großen Männern Dank schuldet, so ist der Grund dazu der, daß diese die demütige Fähigkeit besaßen, jede neue Kleinigkeit gerührt zu begrüßen und sie wie eine Entwicklung dem Ganzen hinzuzufügen.

Man kann als Däne nicht umhin, an Grundtwig zu denken, wenn man sich Darwins stille Züge vorstellt, an den Vorgänger der Entwicklungslehre in unserer sonst so engen Geisteswelt. Was hat der große Seher denn anderes entdeckt, als daß die Religion in der Seele und nicht in den Büchern zu suchen ist, da die Menschheit sie doch persönlich mit sich geführt hat, wenn sie sie überhaupt mit sich geführt hat? In dieser Rückkehr zur Tradition, zur lebendigen Überlieferung, liegt ja gerade das Gefühl der Entwicklung, das Wachstum des Menschen und des Daseins!

Grundtwigs populärer Gedanke war ja just die

erneute Forderung des Humanismus; nachdem einige Bischöfe die Religion als einen göttlichen Rebus zur Benutzung für die Bevorzugten eingerichtet hatten, verlangte Grundtwig, daß man dem Volke, dem Gemeinwesen, Impulse gäbe, damit es von neuem für die Welt und Gott empfände. Nichts war einfacher, als was Grundtwig meinte, da es sich um die wahre Tatsache handelte, daß die Wunder des Daseins eines jeden Menschen Eigentum sind!

Grundtwigs Name ruft jetzt leider Vorstellungen von der spekulativen Verwirrung hervor, die seine Schriften in weniger ursprünglichen Köpfen als dem seinen hervorgerufen haben. Die persönliche Einwirkung aber, die Grundtwig als Führer ausgestrahlt haben muß und die ein jüngeres Geschlecht leider nicht erlebte, hat tiefe Spuren hinterlassen und auf wesentlichen Gebieten zur Ausbildung der Nation beigetragen, wie wir sie heute kennen. In Grundtwigs mythologischen Vorstellungen lag jedenfalls eine große Wahrheit, nämlich die weitreichende Verwandtschaftsahnung, die die Wissenschaft später durch die Rassenlehre ergänzt hat. Das Gefühl für andere menschliche Anknüpfungspunkte als die rein nationalen, führte Grundtwig in seinen von Sympathie beeinflußten Träumen, über Dänemarks geographische Grenzen hinaus, ohne daß er selbst durch seine Vorzeitsymbole hindurch erkennen konnte, wohin sie führten.

Jetzt können wir es erkennen. Jetzt wissen wir,

daß seine Sehnsucht, in dem kleinen Land mit dem provinziellen Horizont, wo er gefesselt saß, das eigentliche pangermanische Lebensgefühl war. In diesem Zusammenhang darf man vielleicht, ohne einer großen Nation zu nahe zu treten, darauf aufmerksam machen, daß Nietzsche, richtig gedeutet, als der Grundtwig des Deutschen Reiches betrachtet werden kann.

Weil Grundtwig so universell, so in elementarer Bedeutung religiös, so human war, ergibt es sich von selbst, daß man seine mythischen Züge neben denen Darwins sieht. Und diese beiden ehrwürdigen Physiognomien rufen wiederum die Erinnerung an Leonardo da Vinci in einer Stimmung hervor, die weder Darwin noch Grundtwig fremd sein würde. Auch Leonardo da Vinci, der erste moderne Physiker, schöpfte seine Kraft aus der Liebe im Kleinen, aus der innigen Fähigkeit, der Natur nah zu kommen und bei ihr zu verweilen. Der Abstand der Geschichte stellt die drei Genies, die drei großen Volksgeister, deren gemeinsame Marke die Einfachheit ist, auf das gleiche Niveau.

Ihr Beispiel, daß man auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel erreichen kann, nämlich den Menschen, macht das alte schwächliche Geschwätz von der ewigen Einsamkeit der Seele verblassen. In jedem Menschen ist der Keim zu sämtlichen Entwicklungsphasen niedergelegt, selbst wenn sich nicht alle auf einmal auf derselben Höhe befinden können.

Hinter den großen Führern gelangt man deshalb, ohne einen Sprung ins Phantastische zu machen, zu dem souveränen, gemeinen Volk zurück, zu den Bauern, der Wurzel der Menschheit.

C. G. SCHILLINGS

Leute, die gewohnt sind, unter Humanismus eine privilegierte Geisteskultur zu verstehen, die nur Kennern von einigen toten Sprachen und von Haufen vergessener Literatur zugänglich ist, werden den Kopf schütteln, wenn sie die Idee des Humanismus auf so ungelehrte und profane Bewegungen angewendet sehen, wie z. B. die Outingliteratur in Amerika, das Interesse für Tierleben und das Studium desselben in Wald und Feld mit Büchse und Kamera, Finsen, J. P. Müllers System, die moderne Ernährungsreform usw. Diese gewiß sehr wohlmeinenden Klostermenschen, die von neuem an dem klassischen Mißverständnis leiden, würden es sich wahrscheinlich sehr ernstlich verbitten, wenn man in der modernen Sportsbewegung, wie sie von England ausgegangen ist, Griechentum erkennt, echten, unverfälschten Hellenismus. Diese sonst so außerordentlich belesenen „Gelehrten“ übersehen in diesem Fall, daß solche junge Männer als Vorbilder für die griechischen Statuen dienten, die einen Kranz für Dauerlauf gewannen, nicht aber solche, die nach Doktorgraden strebten — obgleich sie ihren Homer kannten.

Unter Humanismus muß man die Aneignung des Lebens für alle verstehen, die Entwicklungsfreiheit, der Mensch nach außen gekehrt und in voller Funktion. Deshalb ist mehr Humanismus in der Freiluftbewegung vorhanden, als in irgendeiner augenblicklichen Richtung. Und hier mag gleich betont werden, daß diese Rückkehr zur Natur durchaus keine pedantische und sentimentale Flucht vor der „Stadt" und der modernen Kultur bedeutet. Im Gegenteil, einer der Dichter der Freiluftschule hat just die Stadt als poetische Landschaft zuerst entdeckt, nämlich Whitman. Das entnervende Leben in den Städten ist natürlich die Ursache zu dem Kontrastverhältnis, aus dem die Freiluftbewegung ihre Nahrung schöpft, ihrem Wesen nach aber ist sie eine Auffrischung unserer animalischen Bestimmung, ein Anstoß zu neuer Lebenslust, ohne Rücksicht darauf, ob man sein Entdeckerauge auf die wilde Natur oder auf die städtische „Promenade" richtet, die doch wohl auch nichts anderes ist als ein intensives Stück Natur. Maschinen sind in ebenso hohem Maße eine Art Vegetation wie Pflanzen und Bäume.

Außer in England und Amerika hat die Freiluftbewegung einen guten, natürlichen Boden in Deutschland und Skandinavien gefunden.

In Deutschland hat man durch eine alte, ausgezeichnete und gründliche Behandlung der Naturwissenschaften die Erde in Besitz genommen, so wie sie ist. Um den Gedanken von der deutschen,

monumentalen Wissenschaft auf das heutige, volkstümliche Naturinteresse hinzuleiten, genügt es Brehm zu nennen. Das Studium in Wald und Feld hat durch ihn diejenige ausgedehnte Erweiterung bekommen, die in der Entwicklung der photographischen Technik liegt. Hier hat der Deutsche C. G. Schillings vor kurzem eine einzigdastehende und zu allen Zeiten unvergängliche Arbeit geschaffen, durch seine beiden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Der Zauber des Eleleschо“. Es sind noch viele andere derartige photographische Studien wilder Tiere von Sportsleuten in Amerika und England erschienen, woher das Genre stammt — soweit mir bekannt, waren es zwei englische Brüder, deren Namen ich vergessen habe, die sich zuerst mit großer Ausdauer und Aufopferung darauf verlegten, Tiere at home zu photographieren, Vögel im Nest, Hirsche und andere Tiere in ihrem täglichen Leben, selbst gefährliche Raubtiere — und nach ihnen haben viele andere Jäger und Zoologen die Arbeit fortgesetzt, so daß jetzt bereits ein gewaltiger Stoff nach dem Wahlspruch vorliegt: kein Tier auf der Erde, das nicht momentphotographiert wird. Es existieren wunderbare Sachen in dieser Richtung. Aber es gehörte ein Deutscher dazu, um die Kunst zu erweitern und sie zu einer Höhe zu bringen, wie kein anderer sie erreichen konnte und wie Schillings es in seinen beiden paradiesischen Bilderwerken aus Afrika getan hat. Schillings kam als Zoolog und

Jäger nach Deutsch-Ostafrika, nach den äquatorialen Wald- und Steppengebieten auf den Abhängen des Kilimandscharo, die von Großwild in fast noch urwäldlichem Zustand wimmeln, Elefanten, Nashörnern, Giraffen, Gnus und Löwen. Zuerst verfolgte Schillings das Wild nur als Sportsmann und Zoolog, ohne daß er darum ein Aasjäger wurde, oder das Wild zum Zeitvertreib oder des Verdienstes halber hinschlachtete. Teils war er wissenschaftlicher Sammler und schickte als solcher sowohl wertvolle Präparate als auch lebende Tiere an heimische Museen und zoologische Gärten, teils war er einer jener Weidmänner, denen es seit urgermanischen Tagen im Blute liegt, Tiere auf ihren Fährten aufzusuchen und sich mit ihnen zu messen, Auge in Auge, Messer gegen Zahn. Er jagte den Elefanten und den Königslöwen zu Fuß, setzte seine Waffen und seine geübte Geistesgegenwart gegen ihre überlegene Kraft und Wildheit ein. In Schillings' Büchern finden sich Schilderungen von Nashornjagden, die, obgleich Schillings nur eine unvollkommene Prosa schreibt, eine explosive Vorstellung geben, sowohl von der Schrecklichkeit des Nashornes, von des tausendpfündigen Dickhäuters blitzartiger Geschwindigkeit im Angriff, als auch von der Kaltblütigkeit des zivilisierten Jägers im Anblick der Todesgefahr. Er weiß, welch ein Werkzeug des letzten Gerichtes durch die moderne Schießwaffe in seine Hand gelegt ist, er weiß aber auch, daß, wenn er im entschei-

denden Moment seiner Sinne nicht mächtig ist, wenn er nicht funktioniert, daß er dann verloren ist. Darum ist die Jagd das stärkste Mittel einen Mann anzuspornen und die Fähigkeiten auszulösen, die in ihm wohnen. Mag der Mann auch noch so viel wissen, das genügt nicht, hier muß gehandelt werden, hier muß es sich zeigen, ob sein Können ihm in die Nerven gedrungen oder ob es in seinen Studien haften geblieben ist, und das ist die humanistische Bedeutung der Jagd. Hier äußert sich die Bildung als Leben. Wenn man bedenkt, daß Schillings kein Wilder ist, sondern ein europäischer Forscher mit allen Kulturaneignungen, so hebt sich sein Bild als Athlet um so stärker hervor, das heißt, als ein Mann mit geistigem und körperlichem Gleichgewicht.

Zu seinen späteren Jagden aber brachte Schillings die Kamera mit, wahrscheinlich von den Arbeiten der amerikanischen Freiluftmänner auf dem Gebiet der Tierphotographie angeregt, und bald leistete er das Außergewöhnliche, von dem seine beiden Bücher zeugen. Er photographierte Hirsche und Vögel, Elefanten, Gnus und Giraffen in den Landschaften, die seit der tertiären Periode ihre Heimat waren, und zwar unter solchen Mühen und mit Anwendung einer solchen Gewandtheit und Geduld, die nur der sich vorstellen kann, der die Tropen kennt. Er machte Aufnahmen vom Nashorn gerade in dem gefährlichen Augenblick, wo der Dickhäuter zum Angriff vorwärtsstürzte,

worauf er den Apparat von sich warf und in der allerletzten Sekunde das Monstrum tötete, die zentnerschwer sich heranwälzende Bestie mit ihrem scheußlichen Dorn auf der Schnauze, heulend wie eine Lokomotive...dazu gehören Nerven! Er brachte es so weit, Blitzlichtaufnahmen von Löwen an ihren nächtlichen Trinkstellen zu machen, teils eigenhändig, teils auf automatischem Wege. Er machte auf diese Weise Momentaufnahmen auch von Zebras, Gazellen, Hyänen und Leoparden, die merkwürdigsten und schönsten Bilder von Tieren im Freien, die jemals gemacht worden sind. Er hat die Giraffe in ihrer natürlichen afrikanischen Umgebung verewigt, ebenfalls das Gnu und den Strauß, und diese Photographien werden stets eine lebendige Vorstellung von der abenteuerlichen Wirklichkeit hervorrufen, die uralten Sagen Stoff zu Märchen wie vom Einhorn oder vom Vogel Rock gegeben hat, und die leider in nicht allzu langer Zeit, vielleicht schon in einem Menschenalter, ganz und für immer der Sagenwelt angehören wird.

Dort, wo der Elefant jetzt zwischen den Mimosen trompetet, wird die Eisenbahn vor der Station flöten; der Mann aber, der den Zug über die Ursteppe führt, ist derselbe wie der, der Löwen und Nashörnern mutig entgegentritt; der, der die Natur bezwingt, ist derselbe wie der, der sie liebt. Auch C. G. Schillings ist ein Pionier für seine Rasse.

In Deutschland blüht auch diejenige Freiluftbewegung, die sich durch Sportleben, hygienische Systeme, Sonnenbäderanstalten usw. äußert, dies aber führt zu dem modernen Humanismus, der unter der Betrachtung von Niels Finsens menschenfreundlichem Wirken zusammengefaßt werden kann. Davon in einem späteren Artikel.

BRUNO LILJEFORS

Wenn man dieser Tage eine Tour mit dem Dampfer von Kopenhagen nach Malmö macht, kann man eine Ausstellung von Liljefors' Arbeiten zu sehen bekommen.

Die Reise über den noch winterlich dunklen Sund mit dem bereits frühlingsartigen Durchbruch der Sonne durch die zornigen Wolken ist eine gute Einführung zur Kunst des großen Schweden, ebenso wie die Möwen, die, wie treue Haustiere fast, der Fähre von Hafen zu Hafen folgen. Über dem offenen, salzigen Sund streichen sie in unermüdlich spielendem Flug auf und nieder, hin und her durch die rauhe Luft, durch die kalte, beißende Frische, die sie nur noch lebendiger macht. Wenn die Sonne über ihnen durch die Wolken bricht, steigen sie wie Fackeln von weißem Feuer in die Höhe, und wenn die Wolken Schatten werfen, versinken sie wie ausgelöscht in den schwarzblauen Wogen. Aber sie steigen wieder aufwärts und legen sich

kreuzend auf den Wind, schweben lange seitwärts dahin, sehen sich mit schräggelegtem Kopf um, den Schnabel klug nach jener Richtung gewendet, von wo Nahrung zu erwarten ist, man kann ihre kurzen, wetterfesten Schreie hoch oben in der Luft hören, und dann schweben sie wieder auf ihren langen, geschmeidigen Flügeln ganz nah ans Schiff heran und sehen mit einem Auge herab und streichen wieder hinaus, um nicht zu spät zu kommen, wenn sich etwas Gutes bieten sollte. Wenn man nach Malmö fährt, kann man auf Deck stehen und sich gratis Vorstellungen von Gottes Engeln und lenkbaren Luftschiffen zugleich machen.

Und in Malmös vornehmen und sorgfältig geordnetem Museum begegnet uns in Bruno Liljefors' Kunst dieselbe luftige Offenheit und derselbe Eindruck von dem Wunderwerk der Natur, von dem Meer und den Vögeln des Himmels, wie draußen auf dem Sund.

Es ist eine Wanderausstellung, die man hier zu sehen bekommt; zuletzt war sie in Berlin und erweckte dort großes und ehrenvolles Aufsehen. Von Liljefors' außerordentlichem Rang als Künstler und von seinem Weltruhm braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden; ich bin auch kein Kritiker von Fach; nur weil Bruno Liljefors mir als Kulturphänomen überhaupt ein Glied in der modernen Freiluftbewegung zu sein scheint, möchte ich mich mit meiner Bewunderung Kennern anschließen.

Es hängen 32 Bilder in Malmö, fast alle 1907 gezeichnet, also die letzten Arbeiten des Künstlers. Sie geben keinen vollgültigen Eindruck von Liljefors, aber es sind einige seiner besten Sachen darunter, wie zum Beispiel die Entenfamilie oder der Brachvogel, zwei Bilder, die seine ganze Tiefe des Gefühls für Tiere und sein Gleichgewicht darin zeigen, während sie ebenfalls von seinem seltsam ursprünglichen Sinn für Landschaften zeugen.

Man muß sich wundern, daß diese Auffassung der Natur, die vor allen Dingen einfach und geradezu erscheint, indem sie gibt, was ist, daß sie vor nur zwanzig Jahren, als Liljefors zuerst damit hervortrat, so revolutionär gewirkt haben soll. Man kann es sich nur dadurch erklären, daß der Unterschied zwischen alt und neu, zwischen einem früheren, durchgreifenden Spiritualismus und unserer eigenen wissenschaftlichen Lebensaneignung, gerade in dem Verhältnis zur Wirklichkeit wurzelte, das früher überall verpönt war und das jetzt wieder überall zu Worte kommt. Liljefors' Kunst ist deshalb mit dem großen, naturwissenschaftlichen Durchbruch verwandt, der mit allen Fasern seinen Kristallisationspunkt in dem Darwinschen Geist hat. Auch Liljefors fängt als Jäger an. Und er stammt von Bauern ab. Auch bei ihm trifft man denselben heilenden Rückfall zum Irdischen, zu dem durchaus nicht Festlichen, aber auf die Dauer Tragenden, der den

englischen Freiluftmenschen und Seher auszeichnete, der den scheinbar barbarischen Geschmack hatte, den Menschen von seiner Verwandtschaft mit Gott herab und zum Tierreich zurückzuführen.

Liljefors geht mit den Augen seiner Väter an die Natur heran und respektiert keine andere Autorität als sein Herz, ebenso wie Darwin — und das ist die große Kunst. Denn es ist schwerer, sich das, was man sieht, anzueignen, als das, was man aus sehr wichtigen Gründen — die allgemeine Meinung nämlich — sehen zu müssen glaubt. Andere Wege sind kürzer und leichter, weil die Vielen sie gewandert sind und noch wandern. Dennoch gibt es hin und wieder einen Einsamen, der die Wildnis vorzieht, und eines Tages kommt er dann mit einer neuen Seele für uns alle daraus hervor. Ein Blick auf Liljefors' Porträt, von dem vorzüglichen Schweden Zorn gemalt, zeigt ihn als den Einsamen im Walde, der die Schwermut der schneebegrabenen Bäume einsog und sich davon trösten ließ. Ein Mann, der keine Tränen mehr hat, weil er alles weiß, der die Vergänglichkeit kennt — der nun aber irgend einer Sache Dauer verleihen will! Die Kunst besteht. Liljefors hat ein festes, fernblickendes Auge, ebenso wie die Adler, die er malt. Wir sehen in seinem Blick, auf was er in seinen Werken Gewicht gelegt hat, und unsere Nachkommen werden für immer diese Bruch-

stücke des Lebens besitzen, die sein Blick der Unsterblichket gerettet hat.

Von den Kunstwerken in Malmö ist die Entenfamilie bezeichnend für Liljefors' Tieranschauung und für seine ganze unansehnliche Methode. Hier ist mit den einfachsten Mitteln eine kleine Bucht im Schilf gemalt, in die eine Wildente eingezogen ist, während eine Schar junger Entlein im Begriff steht, ihr zu folgen. Es ist keine Geschichte, sie versteckt sich mit ihren Jungen im Schilf, das ist alles. Man sieht, wie sie sich still macht, wie sie am liebsten wie Schilf im Schilf aussehen möchte, nur das kluge Vogelauge verrät sie. Sie sieht so mütterlich aus, alle Mütter haben solche gewisse gnadenvolle Augen. Von des Malers Hand aber ist kein einziger Zug hinzugetan, der nicht tierisch ist, sie ist nichts weiter als eine Ente, und gerade weil Liljefors alles von Wildenten weiß und nur sie malt, wenn er mit ihnen beschäftigt ist, so bekommt man den mystisch potenzierten Eindruck vom Leben, das fast menschlich wirkt. Die Seele in einem Bilde richtet sich wohl übrigens auch nicht nach den Rangklassen, die die Geschöpfe außerhalb der Kunst voneinander trennen. Die jungen Enten, die hinter der Mutter wie kleine Daunenbälle herschwimmen, sind mit einer Innigkeit gemalt, wie nur ein Gott sie entfaltet, wenn er ungestört ist. Dieselbe Hand, die Berge verrückt und Weltkörper vernichtet, erschafft in einer Stunde der Windstille die kleinen Wildenten

auf dem Wasser. Sie sind noch ganz zart, man kann sehen, wie sie mit Kopf und Hals wackeln, während sie eifrig durch die Wasserfläche eilen und winzig kleine Ringe vor sich machen. Sie sind so flaumig und klein, daß sogar das Wasser sich wie eine Liebkosung um sie schmiegt und sie wie ein Nichts trägt. Sorglos schwimmen sie hinter der Mutter her, während sie Flugversuche mit den keimenden Flügeln machen, die nicht größer sind als ein Nagel, und zu allerletzt kommt eines, das sich etwas verspätet hat und nun ganz furchtbar wackelt, um nachzukommen.

So hat der Jägersmann Liljefors sie gesehen, und so schildert derselbe Mann sie, der zu anderen Zeiten die unschuldigen Vögel mit der Büchse tötet. Bekanntlich aber ist es gerade der Jäger, der das Wild erhält, indem er Vorsehung für dasselbe spielt. Nichtjäger rotten Tiere aus, indem sie sie beschützen.

Das Bild eines Brachvogels zeigt Liljefors als den feinen Kenner der Tiere im Zusammenspiel mit ihrer Umgebung, der merkwürdigen Fähigkeit, die sie besitzen, sich ihrem Aufenthaltsort in der Farbe anzupassen, was man mit einem englischen Wort mimicry genannt hat. Es ist nur ein einzelner Brachvogel, der unbeweglich gegen einen Hintergrund von Grasbüscheln steht, die fast dieselbe Farbe haben wie er. Ein jeder, der jemals gesehen hat, wie ein verwelktes Büschel Gras plötzlich Leben bekommt und sich zu einem Vogel

in einem bestimmt nuancierten Federkleid verwandelt, wird in diesem Bild das Meisterwerk eines großen Kenners und Künstlers erkennen. Von dieser Art des Versteckenspielens von Tieren in der Natur hat Liljefors manches Bild gemalt, aber, wohlgemerkt, nicht in der Absicht, diese Situation hervorzuheben, was nur zu Naturgeschichte für Erwachsene geführt hätte, sondern weil das Studium von Tieren an und für sich zu dem Geheimnis führt, wobei sie und die Natur zusammen das Auge blenden. Er hat einen Schneehasen in ganz weißer Umgebung gemalt, die ihn dem Auge fast unsichtbar macht; er hat den Auerhahn gemalt, wie er gegen den Stamm einer Fichte im Walddickicht sitzt und so vollkommen eins mit demselben ist, daß man ihn nur entdecken wird, wenn er sich bewegt oder wenn man nah genug ist, um das kleine blanke Auge zu erkennen. Der Vogel weiß es, indem er dort mäuschenstill, wie erstarrt, auf dem Ast sitzt; die schwarze Augenperle aber brennt wie das durchdringendste und furchtsamste kleine Lebenslicht im Waldesdunkel. Es kommt nur Angst zu ihm, und entdeckt man den Vogel auf diese Weise im Walde, geht auch nur Angst von ihm aus. Dies ist das wahre „Schweigen im Walde“, und Böcklins sonst so grauengesättigte Farbenmosaik mit dem Einhorn im Walde ist nur eine romantisierende Übertragung der danebenliegenden Natur. Das Bild des Brachvogels

ist ein Wunder von Stimmung. Es gleicht der nordischen, hellen Nacht, der grauen Silbernacht, die ohne Geheimnisse, aber mit Unfaßbarkeiten, Schwärmerei und Liebe gesättigt ist.

Liljefors' allerbeste Arbeiten sind nicht auf dieser Wanderausstellung, seine früheren Werke, in denen er den Höhepunkt seiner Kunst erreicht hat, wie die Seeadler und das Fuchsbild in der Stockholmer Galerie, sind nicht dabei. Das mächtige Bild von den beiden Adlern, die sich draußen im offenen Meere auf den Eidervogel stürzen, mag wohl Liljefors' bekannteste Arbeit sein. Es ist schwer heute den blitzartigen Eindruck von Frische festzuhalten, den man seinerzeit, vor nur wenig Jahren, von diesem neuschaffenden Werk erhielt, das später das Seinige dazu beigetragen hat, unseren Natursinn umzuformen, so daß es wie der Anfang aller Kunst dasteht. Jetzt, da es unsere Augen verjüngt hat, können wir nur sehen, wie wahr es ist. Damals aber, als es entstand, war alles neu. Das Meer war darauf der Poesie entrissen und seiner eigenen Unruhe zurückgegeben, die Adler, von Fabeln und heraldischen Fesseln befreit, unter denen sie früher geseufzt hatten, wurden wieder in ihre Raubvogelfunktionen eingesetzt — und der Eidervogel, für den gab es keinen Pardon, nein, der wurde getötet. Das Bild hatte keine „Erlösung", keine hübsche Notlüge oder Idee, wie man es sonst von einem Gemälde verlangt hatte, es führte ohne Kommentar das

eigene grausame und unschuldige Drama der Natur vor und wirkte allein durch die Entfaltung von Kraft, von Schönheit, so urmächtig. Wie die Adler sich auf den Eidervogel stürzten, ohne einen anderen Zeugen als das nackte Meer, so schwang Liljefors sich über seinen Stoff empor, als er Künstler wurde.

In der Nationalgalerie hängt auch das prachtvolle Bild von der Fuchsfamilie, die eine Gänsemahlzeit hält. Es spiegelt die ganze Fülle des schwedischen Sommers, funkelt wie eine Sonnenmythe von Licht und Laub, von Appetit und Schelmerei. Ein blendender Staub von Sonnenschein und Flaum scheint von dem Bilde auszugehen, von dem Spiel kleiner wolliger Fuchsjungen mit Federn im Munde, mitten zwischen sonnenbeschienenen Stäubchen von Löwenzahn, von Gras und Halmen, die in der Wärme knistern, von Luft, die unter der Sonne zittert. Das Ganze ist wie ein Nebel von Sommer und paradiesischer Jugend. Der Gans gefällt es nicht, denn sie geht nicht wie auf vorzeitlichen Schilderungen vom Garten Eden, friedlich Seite an Seite mit dem Fuchs, sie wird natürlich gefressen; aber sonst atmet das Bild nur Idyll und Zufriedenheit. Im Tierreich, in das die Sünde keinen Eingang gefunden hat, gibt es nur Harmonie. Darum liegt auch kein Grund vor, ewig und einseitig nur bei dem Hang der Tiere, sich gegenseitig zu verspeisen, zu verharren. Jede Situation ist in ihrer

Art verwendbar. Liljefors hat die Katze gemalt, die vorsichtig im Morgentau auf ihren Fräuleinpfoten nach Hause geht — mit einer Lerche im Maul, aber er malt auch seine Tiere außerhalb der Mahlzeit, auf der Wanderung, mit dieser oder jener Federrupferei beschäftigt, auf der Lauer, im Versteck, oder in der Ruhe. So hat er in inniger Vertrautheit mit allen Nuancen und Launen der Natur mit unvergänglichen Lebensbildern um sich gestreut, Bildern von Eulen und Möwen, Seehunden, Auerhähnen, Schnepfen, Eidervögeln und Enten, Bekassinen und Hasen, mit Schwedens ganzer üppiger Tierwelt.

Und zusammen mit der Kreatur hat er Schwedens schöne, nordisch verfeinerte Natur geschildert, die Scheren und das Meer, den Birkenwald und die steinigen Felder, den Ernst der Fichten, Sümpfe und Seen, und das alles während der wechselnden Jahreszeiten, im Herbst und Sommer, in Schneewetter und Frühlingsnässe, in Sonne und Regen. Ein großes Gemälde von ihm, das eine von Eisbergen abgerundete Schere darstellt, von der Seevögel sich gegen Sonnenaufgang in die rosenroten Wogen stürzen, umfaßt den Himmel und die Inseln in einer so neugeborenen Stimmung, als sei es die Erde am ersten Morgen der Schöpfung. Ein anderes Bild von ihm, das auf der Ausstellung in Malmö zu sehen ist, schildert die hereinbrechende Winterdunkelheit in einem verschneiten Fichtenwald, und diese hoffnungs-

lose Pause könnte als der letzte erstarrende Abend der Welt bezeichnet werden. Soviel umfaßt er — mit den Flügeln der Morgenröte zu der schweigenden Kälte des ewigen Aufhörens, doch kennt er keine andere Ausdrucksweise, als die eigene, spärliche Sprache des Daseins.

Die Thiilsche Galerie in Stockholm besitzt unter anderen Schätzen von Liljefors ein Bild, das mir das teuerste von allen zu sein scheint, weil es sich gänzlich einer Beschreibung entzieht. Ein Maler *kann* mehr erreichen als ein Schriftsteller, weil die letzte Einfachheit ihm noch die Wirkungsmittel seiner Kunst gestattet, während der Dichter hier schweigen muß. Wo das Wort aufhört, gibt es noch die stummen Farben. Das Bild, an das ich denke, behandelt eine Bekassine, die an einer Wasserpfütze sitzt; im übrigen muß man hinreisen und es sehen.

Mit aller dankbaren Bewunderung, die ich für den Maler Liljefors hege, beabsichtige ich nicht ihn wie ein Unikum auf einen Berg zu setzen, wie einen Mann ohnegleichen. Im Gegenteil, ich sehe seine Bedeutung in der seelischen Gemeinschaft, die ihn durch Verwandtschaft an das breite, nordische Volk und an dessen Ansicht von nordischer Natur knüpft. Wie bereits gesagt, er stammt von Bauern ab, und wenn ein Bauer Maler wird, dann drückt er sich genau so aus wie Bruno Liljefors, dessen Väter das Dasein bieder entgegennahmen und es unverfälscht zurückgaben.

Luxusseelen stehen allein, die Ganzen und Einfachen des Herzens aber haben glücklicherweise viele ihresgleichen. Es ist auch nicht schwer, den Entwicklungsgang in Bruno Liljefors' Produktion nachzuweisen und das Verwandtschaftsverhältnis, in dem er zu anderen Malern steht. Bekannt ist die Einwirkung, die er japanischer Kunst verdankt. Sie ist unzweifelhaft vorhanden, aber sie erscheint mir im übrigen weniger direkt, eher mag er Impulse von den Japanern in allgemeiner, heidnischer Beziehung empfangen haben. Europäische Vorurteile übernimmt man nicht von den Japanern. Jedenfalls ist das, was er gelernt hat, auf natürliche Weise angeeignet und verdaut.

Es gibt auch einige dänische Tiermaler, mit denen Liljefors sozusagen das Auge teilt. Im übrigen empfinde ich es als eine Unhaltbarkeit und einen Zwang, die Einteilung von Malern danach durchzuführen, ob sie ausschließlich Tiere malen oder andere Dinge. Liljefors ist ein großer Maler, der noch zu nichts anderem als zur Arche Noa Zeit gefunden hat, und vielleicht auch nie finden wird; deshalb braucht er aber den Rest der Welt nicht als unmalerisch kassiert zu haben. Man erzählte mir in Stockholm, daß Liljefors, nachdem er seine Ansprüche an sich selbst als Schilderer von Tieren befriedigt habe, danach verlange, sich mit dem köstlichsten Wild der Welt, mit dem Menschen, zu beschäftigen.

Und hinter dem Menschen ahnt man die Stadt, die eine noch wildere Landschaft bietet, als Wald und Meer. Man braucht bei der Freiluftbewegung in der Kunst nicht nur an Tier-„Natur“schilderer zu denken. Man muß darunter diejenige Kunst verstehen, die mit jeder Herkunft, jeder Unwirklichkeit gebrochen hat, und unter dem freien Himmel des Daseins mit dem Motto, daß alles Natur ist, von vorn beginnt.

Darum kann man mit einer gewissen Berechtigung von der Freiluftkunst erwarten, daß sie, nachdem sie die Tierseele erlöst hat, auch einst dem Menschen seine Unschuld, in der Welt von scheinbarer Unnatur und Unrecht, die er um sich aufgetürmt hat, zurückgeben wird.

FINSEN

In einem Essay, der von internationalen Gesichtspunkten aus geschrieben wird, gereicht es einem zur besonderen Freude, daß man als Däne einen allgemein nützlichen Gedanken mit einem Namen umfassen kann, der einen lokal dänischen Klang hat. Finsens epochemachende Forschungen über die Bedeutung des Lichtes für den menschlichen Organismus haben nicht allein eine neue Art der Krankenbehandlung geschaffen, die Finsens Namen neben die der großen Wohltäter der Menschheit stellt, sondern sie haben auch den Weg gewiesen zu einer Hygiene für

Gesunde, nach bisher ungekannten Prinzipien: den Weg zur Licht- und Luftbehandlung.

Es ist nicht meine Absicht, der Geschichte der Lichtmethode hier nachzuforschen, sie ist wahrscheinlich schon in der Urzeit bekannt gewesen, jedenfalls durch sich selbst angewandt; es genügt, daß es Finsen war, der ihr eine wissenschaftliche Begründung gegeben, sie physisch untersucht hat, und daß die Bewegung unter seinem Namen bekannt ist. Die medizinische Bedeutung der Lichtmethode, wie wichtig sie auch ist, liegt ebenfalls außerhalb der hier vorliegenden Ausführungen. Hier soll nur von dem Prinzip Finsen, von der naturheilenden Kraft des Lichtes die Rede sein; man kann vielleicht, ohne Furcht vor Sentimentalität, von einem modernen Sonnenkultus sprechen, der sich an die ganze Menschheit wendet. Das ist eine Sache, die ein jeder Laie verstehen kann. Es wird damit ja keine schwierige Neuaneignung verlangt, sondern es ist die Rückkehr zu einem uralten, in sich selbst mystischen, aber unmittelbar einleuchtenden Grundsatz: daß das Licht, welches Leben schafft, es auch erhält. Die Bewegung ist nicht ohne Widerstand durchgedrungen. Wie ein jeder geniale Gedanke, hat auch dieser durch seine Einfachheit beleidigend auf die Autoritäten gewirkt, die gewöhnt sind, den Wert eines Gedankens nach dem Reibungswiderstand zu beurteilen, den er in ihrer eigenen geronnenen Phantasie hervorruft. Man braucht

nicht dem Aberglauben des gemeinen Haufens eine Tür zu öffnen, ebensowenig ist es als eine Sympathiekundgebung für die Unwissenheit zu betrachten, wenn man an das geringe Entgegenkommen erinnert, das Finsen bei der Fakultät fand. Die Gelehrten betrachteten ihn während seines Lebens wie einen halben Quacksalber, und selbst jetzt, nachdem er ewig anerkannt ist, mag es noch manchen Bourgeoisie-Professor geben, der sein Werk mit scheelen Augen ansieht. Die Sache liegt nämlich so, daß Finsen im Verein mit wissenschaftlichen Neugestaltern wie Röntgen und Currie ein naturwissenschaftliches System durchbrochen hat, einen Ring, den man für geschlossen hielt, und den man nur ungern aufgab. Es ist indessen geschehen, und jetzt ist es nur wie die Feststellung eines Naturgesetzes zu betrachten, wenn man auf Finsens mangelnde Fühlung mit dem königlich dänischen Verein der Wissenschaften hinweist.

War Finsens Entdeckung ein Bruch mit der wissenschaftlichen Konvenienz, so ist ihre Aneignung von seiten des Publikums ganz dasselbe im allgemeineren sozialen Umfang. Die Freiluftbewegung, das Sonnen- und Luftbadsystem hat während der letzten Jahre geradezu verändernd in das tägliche Leben der Menschen eingegriffen. Die Bewegung hat das Schwerste umgeformt, was es überhaupt umzuformen gibt, den Geschmack. Darin eben besteht das glückliche Moment der

Sache, ihr volksverbessernder Einfluß. Es ist eine Bewegung, die mehr ist als eine Ästhetik, sie ist der menschlichen Gesellschaft in Fleisch und Blut übergegangen, man hört die Atemzüge des Gesellschaftskörpers. Das Leben ist von neuem entdeckt worden.

Um auf dem kürzesten Wege eine Vorstellung von der Veränderung zu geben, die die Freiluftbewegung hervorgerufen hat, kann man als ein Beispiel den ersten besten Mann wählen, der mit seiner Zeit fortschreitet, einen Studenten oder Handwerksburschen, er mag aus Kopenhagen oder aus Berlin sein. Seine Vergangenheit wollen wir ruhen lassen, sie war haarsträubend. Er saß in Wirtshäusern und führte schmutzige Reden, seinen Körper bewegte er nur, um des Sonntags gottvergessend Kegel zu spielen oder um die guten Bürger durch nächtlichen Unfug zu ärgern. Ein Greuel, kurz gesagt, aber zur Freude der Nachtmission, die von diesem Jammer lebte. Dabei war er gar nicht schlecht, war weder ein Verbrecher noch eine Sklavennatur; er langweilte sich nur, weil niemand ihn gelehrt hatte, sich wie ein Mann zu zerstreuen.

Jetzt fährt er vor allen Dingen Rad, und dadurch ist ihm die Natur eröffnet worden. Jeden Sonntag und so oft er frei hat, bekommt er auf seine Weise das Gemüt voll von Landstraßen, Küsten und Bäumen; er verarbeitet seine Eindrücke nicht, aber sie sind in ihm, er eilt wie

ein junger Bursch zur Natur und ist nicht enttäuscht, wenn er von ihr zurückkehrt.

Mit dem Rad aber ist er schon sozusagen geboren. Es gehört noch mehr zur Entfaltung von dem, was in ihm wohnt. Deshalb „müllert" er, ist ein eifriger Anhänger von J. P. Müllers System. Und hier kann man wiederum mit Befriedigung einen dänischen Mann nennen, der durch seine Lehre und durch sein Beispiel nicht allein in Dänemark, sondern vielleicht in noch höherem Grade im Ausland, hauptsächlich in Deutschland, Schule gemacht hat. Dänemark ist von jeher der Gymnastik günstig gewesen, vielleicht auf Grund seiner bequemen Naturbeschaffenheit. Da es keine Berge zu besteigen oder Urwälder zu durchwandern gibt, hat man sich damit begnügen müssen, die Bewegungen sozusagen nachzuahmen, die vorbereitenden Übungen, die die Fähigkeiten im Körper aufrechterhalten, ebenso wie wir uns durch schwierige lokalpolitische Gebärden ein Ansehen geben, nachdem wir unsere Stellung als Großmacht in Europa zugesetzt haben. Das Land, wie es nun einmal beschaffen ist, ladet zu keinen anderen Anstrengungen ein, als zu denen, die man sich selbst schafft. Dänemark ist nicht so günstig gestellt wie Norwegen, dessen Landschaft eine natürliche Veranlassung zu körperlichen Übungen bietet, und wo man sich, mit Erlaubnis zu sagen, mit kleinen Mitteln als Großmacht arrangiert. Inzwischen hat J. P. Müller durch

sein System einen handgreiflichen Wert in das tägliche Leben gebracht, vielleicht am meisten durch seine energischen Beiträge zur Vertreibung der Furcht vor kalter Luft. Das System ist entstanden durch eine gesunde Entwicklung von J. P. Müllers Voraussetzungen als Soldat, Sportsmann und Vorsteher eines Sanatoriums, wobei er wohltuend unberührt vom Sektierismus geblieben ist, indem niemand ein offneres Auge für die Begrenzung seines Systems hat, als er selbst; die Hauptaufgabe des Systems besteht darin, einem jeden zu einem eigenen persönlichen System zu verhelfen; also zum Humanismus.

Wenn unser Student oder Handwerksbursche gemüllert und gebadet hat, entweder zu Hause oder am Strande, dann nimmt er ein Sonnen- und Luftbad, streckt sich in voller geistiger Ruhe aus, ist wo er ist, denn er weiß, daß das Leben auf diese Weise zu ihm kommt, er braucht ihm nicht erst nachzujagen. Er trinkt Luft und Sonne, sein Blick fällt auf die Wolken, auf das Gras neben ihm, auf die kleinen Steine, den Sand, auf das Nächstliegende — — endlich verweilt der Augenblick.

Außerdem ist er Hindhedianer*). Ich mache hier darauf aufmerksam, daß ein einzelner sich nicht als Pedant dem Lächerlichen zu nähern braucht; es geschieht nur zum Zweck einer Über-

*) Hindhede ist ein dänischer Arzt, der eine Ernährungsreform eingeführt hat.

sicht, daß hier ein Bestimmter mit sämtlichen Tugenden ausgestattet wird. Also er ist Hindhedianer. Er ißt nur der Ernährung halber, und tut er das, so währt es nicht lange, bis der wirkliche Wert der Nahrung mit seinem Geschmack zusammenfällt. Er lebt billig. Wenn er seine Armkräfte mit seinen Bedürfnissen vergleicht, verschwindet seine Furcht vor Armut. Verschwunden ist das Paupertätsgefühl, das ihn früher zu unnötigen Luxusmahlzeiten in Wirtshäusern trieb, wo er seine Organe schwächte und außerdem den Wirt und Kellner ernährte. Statt eines Unzufriedenen, der Bessergestellte scheel anblickte, geht ein Mann mit frischen Eingeweiden und fruchtbarem Gemüt an die Arbeit. Er ist kein Alkoholiker. Ein Mann, der auf diese Weise durch und durch als Mensch fungiert, wird sehr bald die Gesellschaftsordnung entdecken und sich ihr als Bürger einfügen. Und dann ist er reif zum Studieren, zur Ausbildung seines Geistes. Durch die Gesundheit zur Literatur! Von der Natur zur Kunst!

Dies ist die Freiluftbewegung. So verändert sich der Geschmack in einer Zeit, in der sich törichte Redensarten darüber breitmachen, daß die Masse nur zum Zweck des einen da ist, daß die armen Millionen nur dazu da sind, den einzigen gottähnlichen Ausnutzer hervorzubringen. Glücklicherweise aber macht sich solch starker Trieb von den unteren Schichten herauf bemerkbar, solch treibende Zukunftsmacht, daß das, was sich noch

bis vor kurzem modern nannte und was natürlich auch versucht, mit seinen schmächtigen Gliedern der Bewegung ein Bein zu stellen, heute bereits die Züge einer häßlichen und haßerfüllten Reaktion trägt.

Wie man gesehen hat, ist hier unter Humanismus keine Literatur zu verstehen, sondern eine Geschmacksveränderung im täglichen Leben. Später, wenn sie bedeutend genug geworden ist, werden Schriftsteller sie in Europa ebenso wie in Amerika entdecken; sie sind bereits bei anderen Gelegenheiten hinterhergekommen. Und es würde nichts schaden, wenn in Europa, wo die Literatur bereits zu lange zum Schaden für das Privatleben die Seelen entfremdet hat, anstatt sie zu sammeln, während die Kritik ihre Aufgabe in kleinen Freundschaftsdiensten oder in lügenhaften Verfolgungen gesehen hat —, es würde nichts schaden, sage ich, wenn unsere Literatur sich einen anderen offneren Horizont suchen würde und wenn man seine Impulse aus der Natur holte, statt aus der Kritik, und seine Anerkennung vom Publikum.

DIE JUGEND DER WELT



Die Zeit, in der wir leben, steht unter dem Zeichen der Verjüngung.

Es scheint, als ob die gewöhnliche Temperatur der Erde während der letzten Jahrhunderte unmerklich gestiegen ist, so unmerklich, daß man es nicht direkt messen kann, aber doch hinreichend, damit die Lebensbedingungen auf der Erdkugel sich verschoben haben. Wir haben in unseren Tagen Ausbrüche in der Natur erlebt, vulkanische Konvulsionen, die man als der Vergangenheit angehörig betrachtete. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die letzten großen Naturkatastrophen — Mont Pelée, Vesuv, San Franzisko — auf das Unbewußtsein der Menschheit eingewirkt und dem Dasein eine andere Nuance verliehen haben. Gleichzeitig hat der russisch-japanische Krieg mitsamt seinen Folgen: der heidnische Einbruch der gelben Rasse in die Zivilisation und die Misere in Rußland, das ihrige dazu beigetragen, die Gemüter in der ganzen Welt auf unmerkliche Weise zu verändern. Die Erde hat ihr inneres Feuer in Erinnerung gebracht, und das Unmögliche ist möglich geworden. Vielleicht braucht man sich nicht ganz von der Grenze der Schwere des Planeten zu entfernen, um zu erkennen, daß ein Zusammenhang, ein Ursachenverhältnis zwischen diesen vulkanischen Phänomenen und der politischen Neuzeit in der ganzen Welt besteht.

Alles, was wir sehen, und alles, was geschieht, sind Phasen in einer zwecklosen, terrestrischen

Entfaltung, von deren Gesetzen wir einiges wissen, deren innerste Initiative uns aber unbekannt ist. Da wir selbst der ursprünglichen Willkürlichkeit der Natur untertan sind, kann unsere Erkenntnis nie anders als unvollständig werden, und unsere Anschauung des Daseins, die ein Teil ihrer eigenen Evolution ist, kann ebenso wie der Mond nie dazu kommen, sich ganz rund zu zeigen. Wir möchten deshalb gern in dem, was kosmisch von selbst wächst, unsere eigene Willensvollkommenheit sehen.

Man hat ausgerechnet, daß es nur einer Temperaturschwankung von 5° Celsius auf der ganzen Erde bedarf, um die abwechselnden Perioden der Glazialzeit zu bedingen. Das Klima in Nordeuropa ist halbtropisch gewesen, bevor es in der Eiszeit von Gletschern bedeckt wurde, und diese Eiszeit ist von zwei bis drei wärmeren Zwischenperioden unterbrochen worden, in denen die Gletscher sich zurückzogen und den Menschen wieder Platz machten. Wir selbst scheinen in einer der Eiszeitperioden zu leben, wo die Gletscher im Zurückweichen begriffen sind. Nun sagt uns ein Vernunftschluß, daß die ganze nordeuropäische Zivilisation just auf diesen klimatischen Schwankungen beruht, indem das Zunehmen der Kälte die nördliche Rasse dazu gezwungen hat, sich für schwerere Lebensbedingungen zu entwickeln — so gut wie jede „Entwicklung" vermutlich auf der Abkühlung der Erde beruht. Aber jedesmal,

wenn die Kälte in Nordeuropa nachgelassen hat, ist die Rasse mit der ganzen Zugabe an Kraft, Hartnäckigkeit und Klugheit, die die schwierigen Lebensverhältnisse entwickelten, zu der Sorglosigkeit ihres Wesens, zu ihren älteren, wärmeren Instinkten zurückgekehrt. Der Kampf gegen die Kälte, der mit einer Kristallisation verglichen werden kann, härtet ab und fesselt; sanftere Zeiten wirken befreiender. Es ist dasselbe Verhältnis wie zwischen Gedanke und Instinkt.

Wie dem auch sei, so hängt kein geringer Teil der menschlichen Geschichte von einer fast unmerklichen Veränderung der physischen Beschaffenheit der Erde ab. Und wenn es auch keinen unmittelbaren Nährwert hat, diese recht fernen Zusammenhänge, die außerhalb unseres Eingreifens liegen, zu beweisen, so dienen sie doch dazu, den Umfang der Veränderung hervorzuheben, dem die Erde während der letzten fünf Jahre unterworfen worden ist, und den man leicht verfolgen kann.

Überall in der Welt begegnet man einer deutlichen Umgestimmtheit in der allgemeinen Lebensanschauung, in dem Totaleindruck der Volksmeinung. Und sucht man nach den Ursachen dazu, so wird man zu dem Unbewußten zurückgeführt; die Tendenz führt überall auf das Primitive zurück, und das tut gut, das heilt — man erholt sich! Aber man beachte, daß es nirgends einzelne Auserwählte sind, die auf einem hohen Berg sitzen

und versifizierte Bulletins über ihr Wohlbefinden austeilen; es ist die ganze blinde Menschheit, die Millionen, die durch die Weckung der Erde gerufen worden sind. Es sind die Vielen, die Einfältigen, die Unschuldigen, die Essenden, kurz gesagt, das Volk, das die Erde gerufen hat. Man fängt an, sie zu erkennen, man kann sie gleichsam unterscheiden, die ungeheuren gemeinen Scharen, die sonst ein oder zwei vor Ästhetik aufgeblasene Schreier vor unseren Blicken verbargen. Die Zeit hat eine Bibliothek zur Seite gerückt, einige Bücherstapel heruntergerissen, die den Blick versperrten, und jetzt sehen wir das Größte, was ein irdisches Auge sehen kann: die Wirklichkeit, wie sie ist.

Es gehört nicht weniger als ein Erdbeben dazu, um die schlummernden Millionen zu wecken. Ein Vulkan ist ein volkstümliches Erziehungsmittel, das noch nach Generationen seine Schuldigkeit tut. In einem Erdbeben ist Stoff genug für zehn schwankende Religionen enthalten. Das Gefühl, daß die Erde, die alte Erde unter dir bebt, ist der Anfang zu einer Art Gedankenleben, das geheiligt ist, weil es wahrlich nicht ohne Folgen bleibt.

Die erste Folge ist Panik, Krieg, Blut und Brand, die zweite ist eine ruhigere und gefaßtere Revolution, der Aufbruch der Massen, eine Untersuchung, wieweit Sklaventum eine Einrichtung von Gott oder eine Folge der eigenen mißverstandenen Mildtätigkeit ist ... und das Resultat ist eine allgemeine Freimachung, ein Völkerfrüh-

ling, ein Durchbruch der allerersten Instinkte, die so universell sind, daß alle einen Anteil an der Verjüngung bekommen.

Die Masse fühlt Leben in sich. Das große Niveau wird rege. Der einzelne privilegierte Ausbeuter wird herabgerissen und zunichte gemacht; die schmarotzernden Klassen bekommen etwas zu tun.

Die Kultur vor! Die Kultur für alle! Die Massen haben das Wort! Wir leben in dem größten Jahrhundert der Demokratie, der Verjüngung!

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

WERKE VON JOHANNES V. JENSEN

(S. Fischer, Verlag, Berlin)

MADAME D'ORA

Roman. Viertes Tausend. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Es ist nur erst ein paar Monate her, daß dieser neue Däne urplötzlich auftauchte — niemand hatte vorher eine rechte Ahnung, daß er lebte und dichtete. Da kommt er unversehens mit diesem Buche herangerückt, aus dem man erfahren muß, wieviel Neues und Ungesagtes noch zu sagen ist. Ein Buch voll Grausen und Poesie zugleich, eine Geschichte, die jeden wie keuschester Blumenduft entzücken muß und zur selben Zeit mit hypnotischer Kraft das Herz erstarren macht. Hier gehen Menschen von einem Fremdsein ohne Beispiel für uns herum — aber plötzlich bannen sie ihren Blick in unsere Augen, und wir wissen, daß sie trotz ihrer unmenschlichen Geschicke immer in unserer nächsten Nähe gestanden haben. Hier fallen die Masken von den Seelen, leicht wie von Kinderhänden weggezogen. Eine wildlodernde Phantasie hat eine Unzahl von Ereignissen geschaffen, die jeden Augenblick Wahrheit zu werden drohen, so raffiniert und mit so verblüffender Technik sind sie aus dem Nichts gehoben. Dieser Dichter ist ein Träumer, der mit lächelndem Gesicht, der Farcen des Alltags müde, die entsetzlichsten Haschischbilder träumt, von denen er kühn ihre Wirklichkeit behauptet. Ein Tänzer ist er nahe den Abgründen. Er ist alles in einer Person: Romantiker, Ironiker und Naturalist zugleich. Ein himmlischer Teufelsmensch, um es nur zu sagen.

(Berliner Tageblatt)

Man kann den Ton und das Temperament Jensens mit gar nichts vergleichen, was bisher in der Literatur existierte. Erinnerungen an andre Schriftsteller strömen zwar mannigfach aus seinen Werken, man denkt an Marc Twain und an Knut Hamsun, an Conan Doyle und Jules Verne, an Walt Wihtman und Herman Bang, aber das zuckt nur so hin und wieder auf. Seine eigentliche Note möchte man amerikanisch nennen, aber im

nächsten Moment wird man sich doch bewußt, einen Landsmann von J. P. Jacobsen vor sich zu haben, und in der übernächsten Minute glaubt man die Stimme Anni Besants zu hören. Dieser Schriftsteller zeigt eine Proteusnatur, gegen welche der von den Damen des Berliner Tiergartenviertels als „Satanist“ bestaunte Frank Wedekind ein schüchternes Waisenknäblein ist. Da liest man ein Buch, „Madame d'Ora“, mit immer wachsendem Staunen, mit einer steigenden Verwirrung, einem gespenstischen Gefühl des Grauens beinahe, und zuletzt erfährt man, daß alles ein ganz gewöhnlicher Schwindel ist, ein Kriminalroman, wie er in einem Provinzblättchen steht. Das heißt, das letztere eben doch nicht: Wenn man den Roman im Provinzblättchen gelesen hat, ist man fertig damit, die Geschichte bleibt erledigt. Aber das Buch von Jensen läßt einen ganz merkwürdigen, einen fatalen und unheimlichen Nachgeschmack zurück. Dieser Mann hat etwas in unserem Innern aufgeweckt, ein undefinierbares Gefühl, ein seelisches Narkotikon, dessen Wirkungen sich nicht so schnell verflüchtigen. Er hat Gedankenverbindungen, denen wir fast nicht folgen können, und er führt uns in Lande der Seele, von denen wir bisher nichts wußten.

(Augsburger Abendzeitung)

„DIE WELT IST TIEF...“

Novellen. Viertes Tausend. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

... Die Novellen Jensens, die er mit dem halb ironischen, halb ernsten Zarathustra-Titel „Die Welt ist tief ...“ versehen hat, zeigen ihn als rastlosen, seine Neugierde nie sättigenden, kulturmüden Erdenbummler. Eine spielt in Sevilla, eine andre in Paris, eine dritte auf einer malaiischen Insel. Erzürnt über seine Zeit, der er „an Bosheit und Gemeinheit nicht gewachsen war“, von der „nordischen Krankheit, einer unheilbaren Sehnsucht“, verfolgt, ist Jensen bis nach Birubunga geflohen. „Wälder“ heißen die Schilderungen, die er aus diesem hinterindischen Paradies mitgebracht hat. Sie gehören zum Besten, was jemals über exotische Landschaften geschrieben wurde. In ihnen lebt die ganze Schwüle, Üppigkeit und Farbenpracht der Tropen. Das Mysterium des Urwaldes spricht aus ihnen, Schöpfungsahnungen

blitzen auf. Von seinen Frauen begleitet, macht der junge Sultan von Birubunga einen Ausflug in das Innere der Insel, fährt träumend auf einem Boote, ganz allein unterm Seidenzelt, den Fluß hinauf. Eine Horde wilder Affen wandert durch den Wald, auf einer Landstraße in den Baumkronen, spricht unausgesetzt, eine marschierende, immer kleiner werdende Reihe, Kopf an Schwanz hintereinander, mit einem imposanten alten Affen voran. Ein Gewitter prasselt nieder, die Malaien beten in Todesangst, „es ist ein Springtanz von Blitzen, ein ununterbrochenes Himmelsgetöse, ein strömendes Sausen von Wasser"; „und in einem dieser kurzen Blitzlichte sah ich eine Schar Elefanten über eine Lichtung am Waldessaum drüben jagen, in plumpem Galopp, die Rüssel in der kopflosen Flucht erhoben". Zwei Malaienmädchen bekommen einen Kaffeerausch, ihre Körper zittern, fliegen, daß sie sich an dem Bambusboden festhalten müssen, und ein trunkener Malaie erzählt Geschichten „von einer riesenhaften Unzüchtigkeit". Tigersagen werden berichtet, die atemraubend wirken. Die wunderbare Wildnis, die betäubende Schönheit und Unberührtheit einer unbekannten, gesegneten Zone hat Jensen, empfänglich wie ein Film, in sein Buch projiziert. „Ich komme frisch aus der Überkultur Europas, nervös und bebend wie ein Delirist — nicht vom Trinken, denn Spiritus beruhigt, Prost! — sondern weil ich meiner selbst bewußt bin, bis in die äußersten Verzweigungen meiner Nerven hinein, während ich gleichzeitig ein blendendes Strahlenbündel heißer Einbildungskraft bin." Empfänglich und phantastisch weiß er den Duft eines jeden Landes einzuschnuppern. Der alte Stadtteil von Sevilla, mit seinem grellen und ärmlichen Kolorit, ersteht in „Dolores", der Montmartre in „Louison" wie Birubunga in den „Wäldern". Sie sind in ihre eigene Luft getaucht, und die Menschen atmen im landesüblichen Auf und Ab. Und Jensens Erzählungstempo ist immer furios, selbst im lyrischen Gesprenkel unstet, immer zucken und glitzern Witz und Blague dazwischen. Hier ist ein Macher und Poet dazu; ein ganz famoser.

(Das literarische Echo)

Jensen ist zugleich ein moderner Denker und ein Künstler von Esprit. Stumme Wälder und alte Mauern, die Sterne und der Wind sprechen zu ihm und enthüllen ihm ihre

Geheimnisse, als redeten sie mit Menschenzungen. Die Seele des Menschen aber, und besonders die des Weibes, liegt vor ihm wie ein offengeschlagenes Buch, die Taten der Menschen weiß er zurückzuführen auf ihre längst verschollenen Urinstinkte, Verborgenes und Sichtbares deutet er mit dem Blick des Sehers und Poeten — und alles Geschaute formt sich ihm zu anmutigem Getändel, das den Ernst des Herzens verbirgt. Die Oberflächlichen vermag er wohl zu täuschen und mit seinen bunten, geistsprühenden Wandelbildern zu ergötzen, die Wissenden aber ahnen das innere Erlebnis, das nur mit Herzblut erkauft werden kann, und geben sich ganz dem Zauber des Buches hin.

(Hamburger Fremdenblatt)

HIMMERLANDSGESCHICHTEN

Zweites Tausend. Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark.

In diesen Geschichten ist grobschollige Kraft und zarteste Feinheit vereinigt. Sie sind alles eher als landläufige Bauerngeschichten. Ich kenne nichts in dieser Art, was sich ihnen zur Seite stellen ließe. Denn das fremdeste Schicksal, das seltsamste Leben aus diesem dänischen Bauernlande ist uns durch die Kraft des Dichters nah und verständlich gemacht worden, so daß wir auch diese fremden Menschen begreifen, lieben und in ihr Innerstes ergriffen schauen. Jensen gelang das Höchste: Er hat uns diese fremden Menschenseelen geöffnet, sie uns durchschauen lassen. Er hat die Menschen seiner Heimat kraft seiner dichterischen Intuition nachgeschaffen. Und wenn wir sie so vor uns handeln, leben und vergehen sehen, haben wir die Empfindung, wie wenn uns ein Erfinder die Geheimnisse seines Werkes anvertraut. Bisher sahen wir nur staunend den Effekt, jetzt erst erkennen wir die geheimen Ursachen, das Muß in dem Geschehenden. Damit zeigt Jensen, daß er ein wahrhafter, gottbegnadeter Dichter ist.

(Neue Freie Presse, Wien)

... Das vorliegende Buch ist sein Erstlingswerk. Es enthält eine Reihe von Dorfgeschichten und Lebensbildern aus seinem Heimatland — dem „Himmerland“ im nördlichen Jütland.

Schon in diesen Skizzen und Studien zeigt sich die eigentümliche, kurzangebundene Art des Autors, Menschen und Landschaften mit wenigen kraftvollen Strichen lebendig und glaubhaft hinzustellen. Er empfindet alles, was er sieht und beobachtet, außerordentlich intensiv und weiß seine Leser durch die seltsame Lebendigkeit seiner Darstellung zu überrumpeln, gleichsam zu hypnotisieren. Seine Bilder sind ungewöhnlich, aber schlagend, seine Sätze funkeln von Leben und Farbe. Sie sind nie wohlgebaut und vor allem nie lang; sie sind abgehackt, schnell hingeworfen: Sie haben etwas von der Plötzlichkeit des Blitzes und dem Tempo des Sturmwindes. Sie sind Autogramme seines Gefühls, Zeugnisse der Indianerschärfe seiner Sinne. Niemals beschreibt er objektiv. Ihr Leben erhalten die Sätze von den rasch wechselnden Empfindungen, die seine Beobachtungen in ihm auslösen. Er erinnert oft an Liliencron. Seine Personen haben, besonders in diesem Buch, nicht selten etwas Symbolisches. Man liest ganze Seiten und fühlt: Nicht das Leben und das Leiden einer einzelnen Persönlichkeit ist in ihnen geschildert, sondern es klingt uns aus ihren Zeilen wie aus einer Riesenmuschel, das dumpfe Brausen der Sehnsucht aller Menschheit und ihr ewiges Dichten und Trachten gedämpft und gesammelt in wilder Schwermut entgegen.

(Hamburger Nachrichten)

DAS RAD

Roman. Viertes Tausend. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Von „Madame d'Ora“, diesem einzigen literarischen Kolportageroman liegt hier eine selbständige Fortsetzung vor. Wer die kriminalistischen und spiritistischen Sensationen der „Madame d'Ora“ genossen hat, wird auch nach dem „Rad“ greifen. Er wird hier wieder Evanston, den Theologen und Mörder, und den Detektiv Mason und den Dichter Lee finden. Und wie Evanston dort den Prof. Hall in seine Kreise zieht, ihn in sein Verbrechen verstrickt, es ihm unterschiebt, so bemächtigt er sich auch hier des Gehirns eines anderen, eskamotiert ihm auf unheimlich diebische Art seine Gedanken hinweg, aber begnügt sich nicht bloß mit einem Menschen, den er aussaugt, auf den

er Besitz legt, den er hypnotisiert, er behext diesmal eine ganze Riesenstadt. Chikago ist es, das er erobert, in Chikago läßt er eine neue Religion „starten", berückt die Massen, wird ihr Häuptling während eines ungeheuren Streiks, gebietet über Leben und Tod in der Stadt. Mit den genialen Ideen, die er Lee gestohlen hat, faßt er weit ausgreifende Pläne, mit seiner Religion könnte er die Welt erobern, nicht bloß eine Stadt. Und diesen unerhörten Kampf zwischen Lee und Evanston, dem passiven Genie und dem aktiven Verbrecher, dem neurasthenischen Ästhetiker und dem gefräßigen Wirklichkeitsmenschen, diesen elementaren, instinktmäßigen, tückischen, verbissenen Kampf schildert Jensen mit dem ganzen Aufwand seiner alle Nerven rüttelnden Kunst. Er ist die blendendste und merkwürdigste Erscheinung, die uns Skandinavien in den letzten Jahren geschenkt hat. Er fiebert an Geist, er sprüht von Talent, er vibriert von Raffinement. Wer könnte sich diese endlosen Dialoge in einem Roman erlauben wie Jensen? Man liest sie, nach Luft schnappend, atemlos, an der Spannung würgend, die einen leiblich packt, betroffen von der Gedankenkraft, den weiten Aussichten der Gespräche, von den psychologischen Kenntnissen, die sich auf Unbewußtheiten und Zwischenstufen erstrecken, von den festen Griffen, die wundervolle und verruchte Wahrheiten aus der dunkelsten Tiefe der Menschenseele reißen. Aber vor allem ist man hingerissen von der Klarheit der Anschauung, von dem Können, Menschen zu bilden, daß sie in sich geschlossene wahre, lebendige Organismen sind, Situationen zu zeichnen, daß man genau ihre Temperatur, ihre Luft, ihr Licht empfindet. Chikago ersteht in diesem Buche, das arbeitende und das betende Chikago, die Stadt unbändiger Erwerbslust und unzähliger Glaubenssekten, und man sieht seine Straßenzüge voll Tumults, seine Eisenbahnen, hört das Surren des Rades, und betritt seine Kirchen und Betstuben. Und der Milliardär ist da, und der Journalist, und der Arbeiter, und der Sektierer, sie alle, die zusammen Chikago sind. Vieles läßt einen lange nicht los: man fühlt sich geschüttelt, fühlt sich in den Klauen eines ungewöhnlichen Machers, der zugleich ein Dichter ist.

(Die Zeit, Wien)





